

# DIE FACKEL

Nr. 806—809

ANFANG MAI 1929

XXXI. JAHR

## Griff und Mißgriff

Als Sonderausgabe Nr. 1, deren Ertrag den Opfern des 15. Juli 1927 zugewendet wurde, war im Juli 1928 das Schober—Lied aus den »Unüberwindlichen« (mit Noten: Musik nach den Motiven »Üb' immer Treu und Redlichkeit«, und Radetzkymarsch) erschienen. Diesem folgte Ende Juli, als weitere Gabe zum Sängerfest, die vier Seiten starke Sonderausgabe Nr. 2, deren Text hier in kleinerem, beziehungsweise komprimiertem Druck wiederholt wird:

### FÜR SANGESBRÜDER

Das zum 15. Juli wie im Hinblick auf das Sängerfest erschienene

### Schober—Lied

ist vorläufig nur durch den Verlag, beziehungsweise naturgemäß durch die Verschleißstellen, jedoch nicht durch die Straßenkolportage zu beziehen. Herr Johann Schober, Ehrenmitglied des Gewerbevereines, hat, nachdem er sämtliche Termine zur Einbringung von Offizial— wie Privatklagen gegen mich vor dem Schwur—, beziehungsweise Bezirksgericht wegen des Vorwurfs des Amtsmißbrauches, der Lüge, der Fälschung und der Felonie ungenutzt hat verstreichen lassen, nun endlich doch pflichtgemäß Schritte unternommen und sich diesbezüglich Genugtuung verschafft. Wenn schon nicht gegen mich, so gegen arme Kolporteurs, welche die Vertreibung des Schober—Liedes übernommen haben. Da sein Pflichtgefühl größer ist als sein juristisches Wissen, ist er nämlich der Ansicht, daß sich das Schober—Lied nicht zu einer solchen Ausgabe eigne, die hinsichtlich des Gesetzes über die Kolportage als »Zeitung« aufzufassen sei. (Weshalb man sich wohl rücksichtlich ihres Inhalts künftig wird mit ihm vorberaten müssen.) Diese interessante Auffassung, die Herr Schober vielleicht nicht in die Tat umgesetzt hätte, wenn die Sonderausgabe der Fackel Glanzls Schobermarsch enthielte, bleibt so lange in Kraft, bis sie vom Landeshauptmann, beziehungsweise vom Verwaltungsgerichtshof aufgehoben wird und die Kolporteurs wieder die Vertreibung des Schober—Liedes besorgen können, dessen Popularität mit der Zeit noch weitere Erfolge verbürgt. Gegen den Inhalt der Sonderausgabe als solchen hat Herr Schober nichts einzuwenden und auch das Impressum, dem er meine Adresse für gerichtliche Vorladungen entnehmen könnte, ist in Ordnung. Umso begreiflicher — in einer Zeit, in der Gesetz und Geschwornengerichte versagen — ist sein Bedürfnis, sich an den Kolporteurs schadlos zu halten, und es tritt somit der selbst in Österreich seltene Fall ein, daß einer wegen Mordes straflos ausgeht — ich meine mich — und dafür andere wegen Übertretung des Waffenpatents verurteilt werden. Herr Schober hat aber immerhin damit auch den Erfolg er-

zielt, daß sich das Gerücht verbreitet hat, das Schober—Lied sei wegen Beleidigung des Polizeipräsidenten konfisziert worden, und daß die Öffentlichkeit leicht den Eindruck gewinnen kann, daß diesbezüglich doch etwas Wahres daran sein muß. Ich schreite über diese Ausstreuungen zur Tagesordnung. Das Schober—Lied ist aus solchem Grunde *nicht* konfisziert worden, so wenig wie das Nachkriegsdrama »Die Unüberwindlichen«, dem es entnommen ist und worin ich der Gestalt unseres Polizeipräsidenten voll und ganz gerecht geworden bin. Es ist durch den Verlag, beziehungsweise naturgemäß durch die Verschleißstellen zu beziehen und wird überall, wo noch Sinn für Treu und Redlichkeit wie für den Radetzkymarsch wohnt, sowohl als Gabe zum Sängerfest wie als Hilfeleistung für die Opfer des 15. Juli dankbar aufgenommen werden.

Karl Kraus

#### NACHSCHRIFT

19. Juli

In dem Augenblick, da diese Mitteilung in Druck gehen soll, bedarf sie schon einer Ergänzung, die das Erscheinen um einen Tag verzögert. Die Erkenntnis des Herrn Schober, daß das Gesetz versagt, ist von ihm, beziehungsweise unter seiner Ägide, soeben exemplarisch bewahrheitet worden, indem sich die Polizei genötigt sah, noch das falsch angewandte Gesetz zu brechen, so daß man nicht einmal mehr weiß, nach welchen Gesetzesumgehungen sie ihre Maßnahmen trifft. Das Schober—Lied ist, wie selbst sie nicht leugnen kann, nicht »konfisziert«, sondern vorläufig bloß dem Straßenhandel entzogen. Aber ein Abgesandter jener Wachstube Elisabethstraße, die seit dem 15. Juli 1927 den Ruf befestigt hat, daß sie einschlägige Amtshandlungen kurzer Hand durchführe, erschien heute in einer benachbarten Buchhandlung und nahm 70 Schoberlieder an sich. Eine deutsche Redensart sagt von einem, der's nicht genau nimmt: »es kommt ihm auf eine Handvoll Noten nicht an«. Darin ist die Stellung der Polizeidirektion zu einem versagenden Gesetz und einem nie versagenden Lied bezeichnet. Diesbezüglich vom Verlag telephonisch zur Rede gestellt, erwiderte sie, daß es sich um einen »Irrtum« handeln müsse, und erklärte sich bereit, einem Vertreter, der bei ihr morgen vorsprechen möge, die Exemplare wieder zurückzugeben, beziehungsweise ihm eine jener »Aufklärungen von Mißverständnissen« zu erteilen, durch die sie amtliche Verfehlungen, welche der juristischen oder der publizistischen Kontrolle unterliegen, aus der Welt zu schaffen hofft. Das Entgegenkommen, das sie begehrte, wurde ihr verweigert, indem ihr bedeutet ward, daß die Reparatur des durch den Rechtsbruch entstandenen Schadens sich im gesetzlichen Wege vollziehen werde. Es versteht sich von selbst, daß daneben zu untersuchen sein wird, ob sich der »Irrtum« der Wegnahme einer nicht gerichtlich konfiszierten Druckschrift bloß als eine intern zu verantwortende Fahrlässigkeit (aus einem Wunschtraum der Konfiskation) oder als Mißbrauch der Amtsgewalt darstellt — ein Delikt, das nicht so leicht unverfolgt bleiben kann wie dessen Vorwurf. Dieser Untersuchung wird die Polizei auch dann nicht entgehen, wenn sie den Wertgegenstand, den sie sich widerrechtlich angeeignet hat, dem Eigentümer pflichtgemäß ins Haus zurückbringt, anstatt daß er ihr die Gefälligkeit erweist, sich ihn zu holen. Die schlichte Möglichkeit dieses »Irrtums«, als den die Polizeidirektion die Wegnahme der Exemplare und den dadurch bewirkten Aufenthalt der Vertreibung erklären möchte, zeigt sowohl den Grad der Rechtssicherheit an, die deren Hort gewährleistet, wie die Intensität des Wunsches, daß in den Tagen des Sängerfestes ein deutsches Lied

nicht die Popularität gewinne, die ihm kraft seines Textes und seiner Musik gebührt. Seine Wirkung wird durch die Mittel der Willkür und Gewalt nicht gehemmt, sondern gefördert werden. *Das Schober—Lied ist nicht konfisziert*, der Hochgesang auf Treu und Redlichkeit wird sich gegen alle Versuche, ihn zu drosseln, frei entfalten und Herrn Schober wird, nach Noten, die Erfahrung beigebracht werden, daß in seinem Falle zwar die Geschwornengerichte versagen aber nicht das Gesetz. Grüß Gott mit hellem Klang, Heil deutschem Wort und Sang!

Karl Kraus

Das Kolportageverbot wurde alsbald vom Landeshauptmann aufgehoben und der weggenommene Vorrat rückerstattet. Die dem Buchhändler weggenommenen Exemplare waren schon an dem Tag des Erscheinens der Sonderausgabe von der Polizei eigenhändig und nach wiederholten telephonischen Entschuldigungen zurückgetragen worden, annähernd mit der Eile, mit der im letzten Akt der »Weber« der vom kleinen Mielchen bei der Plünderung gefundene Löffel aufs Amt geschafft wird.

... Und den Leffel trägst hin, wo d'n her hast ... *Willst du uns alle mitsammen zu Dieben machen, hä?* ... »Großvaterle, hau mich nich — mer — haben's doch ge — gefunden. De — Spul — Spul — Kinder — haben — alle — welche.«

Eben; ein Wachmann hatte bei andern Wachmännern Exemplare gesehen, und da wollte er auch welche haben.

... »Laß Gottlieben a Rock anzieh'n, a Leffel nehmen und uf's Amt tragen.« ... »Und da wer' ich uf de Kanzlei gehn und sprechen: *se sollten's nich iebel nehmen, aso a Kind hätte halt doch no nich aso's Verständnis dervon. Und da brächt ich den Leffel.*« ... »Mach', mach', feder' dich! Feder' dich aso sehr, wie de kannst! Das wär aso was! *Das fehlt' mir noch gerade. Mach', daß mir den Satansleffel vom Halse kriegen.*« (Gottlieb ab mit dem Löffel.)

Genau so; ganz so wie bei Vater Hilse ging es bei Schober zu, der meine Amtshandlung befürchtete. »Se sollten 's nich iebel nehmen.« Wörtlich: »Auch die Behörde kann irren.« (Wenn man's *ihr* aber sagt, glaubt sie's nicht.) Es war also nichts zu machen; Mißbrauch der Amtsgewalt, dessen Tatbestand ja meistens schon in der richtigen Anwendung gelegen ist, lag in diesem Falle, jedenfalls im technischen Sinne, nicht vor — nur ein sogenannter »Mißgriff«, der zugestanden und bedauert wurde, so als ob ich überzeugt wäre, daß der Griff in Ordnung sei. Aber Mielchen hatte vielleicht einen vorgesetzten Anstifter, der dem Vater Hilse eine Freud' machen wollte. Was den Mißgriff betrifft, so habe ich seit jeher von ihm den Begriff, daß er dankenswert ist, weil er die Rechtswidrigkeit des Griffs dartut. Die Gewalttat an den Kolporteurs hat den Willkürakt gegen den Buchhändler ermöglicht. Die »Anhaltung« der distinguierten Ausländerin in der Kärntnerstraße, die der Polizei gelegentlich passiert, sie zeigt erst, welche Schandtät die Austreibung der Prostituierten bedeutet.

---

# Glossen und Notizen

## GRÖßERER GEGNER GESUCHT

Bln—Lichterfelde, 15. September

An Karl Kraus, Wien.

Es kann ihnen nicht ganz gleichgültig sein, von einem Abseitsstehenden zu erfahren, in welcher Weise u. wieweit hier in Berlin auf ihre September—Fackel hin Resonanz erfolgte. Selbstverständlich kann ich nur von eigenen Erfahrungen u. denen eines engeren Bekanntenkreises sprechen, möchte also nicht verallgemeinern.

Soweit mir deutlich, hat kein ehrlicher Deutscher je Alfred Kerr's Art, seine Ärmlichkeiten u. Erbärmlichkeiten ernst genug genommen, um ihm überhaupt die Achtung einer Auseinandersetzung zuteil werden zu lassen. — — ich glaube deswegen, Sie überschätzen das, was Sie so fanatisch bekämpfen. Man hat oft den Eindruck, als boxten Sie in einen weichen Brei; als fänden Sie überhaupt keinen Widerstand, der für einen Mann ihres Formates »lohnte«!

Man wünscht ihrer wahrhaft kritischen Kraft u. Fähigkeit einen größeren Gegner; einen, der eine anständigere Art des Kampfes verbürgt. Sie kommen bei der Kleinheit u. Unfähigkeit Kerr's, ein ethisches Niveau zu halten, selber in Gefahr, ihre Stimme u. stahlharten Blick an ein Figürchen zu verlieren, das all dessen nicht würdig ist, nicht lohnt, u. — last not least — es nicht erträgt.

Lieber Karl Kraus, Sie werden mir die Offenheit, die Sie selbst von jedermann verlangen, nicht übelnehmen u. auch nicht lässlich belächeln.

Ich wiederhole: Kerr's Beamtung entspricht nicht ihrer Bemühung. *Dieses* Mißverhältnis ist für den unparteiisch Lesenden das eigentlich Ärgerliche, u. nicht das Ding der Polemik an sich. — — Die gelegentlichen mageren Feuilletons mögen von einer gewissen Lesersorte (die alles andere als auserlesen ist) goutiert werden.

Die sind nicht zu bekehren; u. auf sie kommt es nicht drauf an.

Aber wer Ohren hat, zu hören u. ein gesundes Hirn, der »weiß« ohnedies. *Mit* der Sprache kann ja gelogen werden, die Sprache selbst aber lügt *nie*.

Das weiß auch Kerr. Darum sein Versteckenspiel in Klammern u. geklauten [?] Stil; daher seine zehnfache Not, aus der er hundert Tugenden zu machen sucht; deswegen seine Maske der Offenheit u. Öffentlichkeit.

Und doch: auch dieser Mensch, der sich sicher verschiedentlich unangenehm bloßgestellt hat, ist nicht so radikal zu beurteilen, einzuteilen, aufzuteilen u. zu verurteilen, wie Sie es versuchen.

Wir kennen doch von Kerr wirklich echte, menschliche Töne u. zumindest einen guten Willen zu sauberer Gesinnung — —

Man vermißt ihrerseits ein Wort über *diese* Seite der Gestalt; die andern liegen so offenbar u. so leicht verwundbar, daß man ihm vor einem Kampfe ein Schild reichen sollte, sich zu decken; nicht so sehr seinetwegen, als um des Kampf—Niveau's wegen.

Jeder Haß ist weicher Brei.

Aber die Frage des Mutes, was »meinte« dieser Mensch, wenn er so sprach, was »meint« überhaupt sein Dasein, ist nicht von ihnen gestellt worden.

Schließlich leugnen Sie (wie auch Kerr) die Tatsache, daß aller Irrtum, jeder Irrtum, ja sämtliches Halb—, Falsch— u. Besserwissen »Weg« ist; daß sehr wohl ein Weg—Stück, das ich heute nicht mehr gehen würde, gestern noch wahr u. ehrlich war. Es ist leicht, Widersprüche aus solcher »Bewegung« herzuleiten u. mit langem Finger darauf zu weisen.

Kennen Sie Otto zur Linde aus Bln—Lichterfelde?

Auch ich weiß nicht, was mir die Berechtigung gibt, diesen völlig improvisierten Brief zu schreiben; Ihnen, dem viel Älteren u. Erfahreneren. Vielleicht die innere Nötigung, in geistigen Dingen Stellung zu, nehmen. — — Wo ist eine Stimme, u. adliger Wille? Sie haben beides. Ich glaube, Ihre besten Leser erwarten von Ihnen weniger »Antworten auf Antworten«, sondern neue, tiefere Fragen um wesentliche Dinge. Aufrichtig Ihr ...

Wien, 25. September

Sehr geehrter Herr!

Es ist überaus dankenswert, daß Sie Herrn Karl Kraus erfahren lassen, in welcher Weise u. wieweit in Berlin auf die September—Fackel hin Resonanz erfolgte. Wiewohl Sie sogleich einschränkend fortsetzen, daß Sie selbstverständlich nur Ihre Meinung u. die Ihres engeren Bekanntenkreises wiedergeben können, so halten Sie doch ihre Aufschlüsse für so wichtig, daß Sie mit Recht die Erwägung beiseite lassen, ob er nicht vielleicht auch schon andere Mitteilungen, entgegengesetzter Art, empfangen habe, aus denen er gleichfalls erfahren konnte, in welcher Weise und wieweit in Berlin Resonanz erfolgte. Die Ihre hat entschieden den Vorzug, daß sie Argumente beibringt, die er in dreißig Jahren noch niemals gehört hat. Da ist vor allem der Einwand der Geringfügigkeit des Themas und der Überschätzung des bekämpften Gegners. Der Herausgeber der Fackel kann Ihnen gar nicht genug danken, daß Sie ihn endlich darauf aufmerksam gemacht haben. Aber wenn er in diesem Fall noch für seine Verirrung geltend machen könnte, daß er es doch eben auf das Mißverhältnis zwischen der Geltung einer wirkenden Null u. deren Nullität abgesehen hatte, so belehren Sie ihn, daß ja den Herrn Kerr in ganz Deutschland noch nie jemand ernstgenommen habe. Kein ehrlicher Mann habe seinen Ärmlichkeiten u. Erbärmlichkeiten bisher überhaupt die Achtung einer Auseinandersetzung zuteil werden lassen. Vor diesem Faktum, welches sich natürlich nicht etwa daraus erklärt, daß es so wenig ehrliche u. mutige Leute in der deutschen Literatur gibt, können die Huldigungen, die sämtliche führenden Geister Deutschlands kürzlich dem Kerr zuteil werden ließen, und die Macht, die er über die ganze Theaterwelt ausübt, entschieden nicht in Betracht kommen. Sie haben nun einmal den Eindruck, als werde hier in einen weichen Brei geboxt. Damit haben Sie gewiß recht, und der Eindruck muß nicht einmal darauf zurückzuführen sein, daß durch den Angriff etwas, das nie Konsistenz hatte, coram publico in Brei verwandelt wurde. Vielmehr dürfte der Mißgriff des Angreifers darin bestehen, daß er gewöhnt hat, vor der geistigen Welt erst darstellen zu müssen, daß sie einen Brei für Bergkristall halte, während sie in Wahrheit die Beschaffenheit längst erkannt hat und nur aus irgendwelchen Gründen es nicht wahr haben will oder sagen wir aus Feigheit unterlassen hat, es zu sagen. Sie bedauern, daß der Angreifer, hier keinen Widerstand findet, der für einen Mann seines Formates lohnte, daß er seine

Stimme u. stahlharten Blick an ein Figürchen verliert, und wünschen seiner wahrhaft kritischen Kraft u. Fähigkeit einen größeren Gegner. Er wäre Ihnen für umgehende Angabe der Adresse verbunden. Sollte ein solcher wider Erwarten im heutigen Geistesleben vorhanden sein, so besteht freilich die Gefahr, daß vor der anerkannten Größe des Gegners die Gegnerschaft verschwindet. Aber Sie meinen es offenbar menschlich sehr gut mit dem Herausgeber der Fackel, dem Sie zu einer anderen Weltanschauung zureden wollen und der dankbar schon in der Ansprache »Lieber Karl Kraus« die Wärme des Mentors spürt. Wohltuend berührt dabei auch die Bescheidenheit, mit der Sie zugeben, daß Sie einen viel Älteren u. Erfahreneren beraten, nicht wissend, was Ihnen die Berechtigung gibt, diesen völlig improvisierten Brief an ihn zu schreiben. Er weiß es leider auch nicht, aber er kann Sie darüber beruhigen, daß es das eben im Leben eines Polemikers gibt, der als Zubuße zu seiner großen und planvollen Arbeit auch auf jede Improvisation vorbereitet sein muß. Von Übelnehmen oder gar läßlich Belächeln, wie Sie es fürchten, kann gar keine Rede sein. Warum sollte denn nicht auch der Erfahrener empfänglich sein für Argumente von so überraschender Neuheit, wie es die Ihren sind? Wenn sich der erwartete Erfolg des Insichgehens nicht sogleich einstellt, so liegt der Grund in etwas anderem. Das Problematische Ihrer Belehrung besteht ausschließlich in einer schwer leserlichen Handschrift, die gerade den Weg zu den wertvollsten Erkenntnissen verrammelt. Mit Mühe war ihr eben noch zu entnehmen, daß die Berliner Leser der Fackel nicht so sehr das Bedürfnis haben, Aufschlüsse über Herrn Kerr zu erhalten, als neue, tiefere Fragen um wesentliche Dinge, die dem Herausgeber der Fackel dann wahrscheinlich aus Berliner Leserkreisen beantwortet würden. Was den Kerr betrifft, so wiederholen Sie kategorisch: »Kerrs Beamtung entspricht nicht ihrer Bemühung«, und hier ergebe sich ein Ihnen ärgerliches Mißverhältnis. Wie schade! Und der Polemiker hatte, ahnungslos wie er in den Verhältnissen der deutschen Publizistik ist, gewähnt, er habe erst das Mißverhältnis zwischen einer Nichtswürdigkeit und deren Beamtung als des ersten und maßgebendsten Kritikers aufzudecken. Sie sagen nun mit so glücklichem Ausdruck von den gläubigen Lesern des Herrn Kerr: »auf sie kommt es nicht drauf an«. Was aber die Sprache betrifft, in deren Geheimnisse Sie den Herausgeber der Fackel einführen, so belehren Sie ihn in Bezug auf den Kerr: »mit ihr könne gelogen werden, sie selbst aber lüge *nie*«. Was so viel besagen soll als: daß jeder bessere Mensch in Deutschland ohnehin schon weiß, wie es mit dem Kerr bestellt ist. Das sagen zwar immer jene, die es erst aus der Fackel erfahren haben, doch wir wollen hoffen, daß es bald auch wahr sein wird. Das Erfreulichste an ihrem Zuspruch ist aber, daß Sie plötzlich »Und doch« ausrufen, um bei diesem Grad schärfster Erkenntnis auch die guten Seiten des Angegriffenen hervorzuheben, nicht ohne den Schmerz, solche Gerechtigkeit beim Angreifer zu vermissen. Der Vorwurf jedoch, daß in der Polemik die wirklich echten, menschlichen Töne Kerrs u. zumindest sein guter Wille zu sauberer Gesinnung zu kurz gekommen wären, ist insofern unbillig, als ja gerade seine pazifistische u. weltbürgerliche Sinnesart hervorgehoben wird gegenüber seiner gelegentlichen Neigung, den Feinden zur Ernährung schimmelfeuchtes Stroh zuteil werden zu lassen u. noch Rheumatismus im Popo. Außerdem könnte man doch auch nicht sagen, seine wirklich echten, menschlichen Töne seien nicht anerkannt worden, als er dem Amtsgericht Charlottenburg den Aufruf des Tiroler Antisemitenbundes gegen den Herausgeber der Fackel unterbreitete und gewissenhaft zu bedenken gab, »ob Antisemitismus gegen Kraus mit-sprach oder nicht«. Während dieser nun alles getan zu haben glaubte, wenn er die Individualität im unverkürzten Abdruck ihrer eigenen Werke sich ent-

falten ließ, erkennen Sie eben darin einen Akt der Ungerechtigkeit. Ja, Sie wünschen im Grunde, er hätte, wo der Unwert einer Erscheinung wie des Kerr ohnedies zu Tage liegt, mehr deren Wert hervorgehoben. Demnach stellt sich heraus, daß der Kerr doch eigentlich ein größerer Gegner ist als es zuerst den Anschein hatte, ein solcher, den Sie dem Herausgeber der Fackel wünschen, ja dessen positive Qualitäten die Gegnerschaft verstummen machen könnten. So käme man allmählich zu der Einsicht, daß dies die richtige Antwort auf die Schurkereien der Schriftsätze gewesen wäre. Vollends vermessen Sie die Untersuchung: »was sein Dasein meint«. Mit dieser Forderung betreten Sie freilich ein Gebiet der Lebensweisheit, dessen Erschließung möglicherweise bis zu Steiner, wenn nicht gar bis zu Keyserling führt und auf den Polemiker zunächst verwirrend wirkt, freilich nicht ohne jede Gewähr, daß sich die guten Folgen noch einstellen werden. Als besonders eindrucksvoll empfindet er heute schon die Mahnung, nicht Widersprüche aus solcher Bewegung herzuleiten u. mit langem Finger darauf zu weisen. Indem wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie damit nicht auf das Plagiat an der Apokalypse anspielen wollen, zeichnen wir mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel

---

Der Aufsatz »Der größte Feigling im ganzen Land« (S. 32 ff.) wurde im März als Vorabdruck (im Umfang von 12 Seiten) veröffentlicht.

Literatur und Lüge, 1. Band, ist am 1. Februar 1929 im Verlag der Fackel erschienen. Die Durchsicht der Korrekturen hatte Heinrich Fischer besorgt.

In Nr. 800—805, S. 76, Z. 15 statt »der«: dem; S. 87, Z. 1 statt »Dupierung«: Düpierung; S. 116, Z. 12 statt »schweren«: schwirren.

Literatur und Lüge: S 117, Z. 17 fehlt nach »aus« das Komma; S. 207, Z. 17 nach »schreiben« ein Komma statt des Punktes; S. 249, Z. 12 nach »hat« ein Komma statt des Punktes; S. 337, Z. 1 v. u. nach »fühlen« ein Komma statt des Punktes.

Kompositionen von Eugen Auerbach zu »Schnellzug« und »Nächtliche Stunde« (für mittlere Singstimme und Klavier) im Verlag R. Lányi.

'Literarni Svet'(I. 18, 7. Juni 1928): »Karl Kraus« von Jan Münzer; 'Fackelreiter' (Januar 1928). »Dialog über Karl Kraus« von Franz Leschnitzer; Ebenda (Mai 1928): »Goethe oder Lehar?« von Fritz Pick; Arnold Zweig, »Caliban«, S. 110, 112, 173, 200 — 214; 'Frankfurter Zeitung' (26. Februar): »Aus Redaktion und Irrenhaus« von E. G. W.; Ebenda (13. März): »Um ein Gedicht«; Sächsisches Volksblatt, (Zwickau, 26. Februar): »Die junge Tänzerin«; 'Wiener Zeitung' (226. Jahrg., 9. März): »Peter Altenberg« von Franz Glück; 'Münchener Mitteilungen' (III Nr. 10, 9. März): »Karl Kraus in München« von Peter Bock; 'Deutsche Allgemeine Zeitung' (Berlin, 17. April); »Der überzeitliche Sinn der Satire« von Sigismund v. Radecki.

---

Berlin, 13. Januar, ½ 12 Uhr vormittags:

(Veranstaltung des Theaters am Schiffbauerdamm)

Harmonium—Saal

*Offenbach: Die Briganten*

Begleitung: Georg Knepler

\*

*Dortmund*, Altrathausaal, 16. Januar, 8 Uhr:  
(Veranstaltung der Literarischen Gesellschaft)  
I. Pandora.  
II. Traumstück.

\*

*Essen*, Börsensaal, 17. Januar, 8 ¼ Uhr:  
(Veranstaltung der Goethe—Gesellschaft)  
I. Pandora.  
II. Traumstück.

Am 16. und am 17. Begleitung zu Traumstück und (zum 1. Mal, improvisiert) zu Pandora: Dr. Bernhard Zeller.

\*

*Hagen*, Aula des Gymnasiums, 19. Januar, 8 Uhr:  
(Veranstaltung der Stadtbücherei)  
I. König Lear 1. und 2. Akt.  
II. Zum ewigen Frieden / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Der Reim / Das Kind / Schnellzug / Epigramme: Goethe und Hofmannsthal; Im Zeichen des Kreuzes; Zum Geburtstag der Republik / Definitionen. Der kleine Brockhaus. — Die Raben. — Reklamefahrten zur Hölle.

\*

Architektenvereinssaal, 8. Februar, ½ 8 Uhr:  
I. Peter Altenberg—Feier: Verse an Peter Altenberg.  
Vorwort (wie in Berlin, 11. Okt.). — Skizzen: Mama / Hotelstubenmädchen / Die Seidenfetzlerln, / Gleich beim Hotel / Natur / Landpartie / Splitter / Die Mitzi / Bully (mit der Zwischenbemerkung der Fackel und dem Brief über den Preßköter) / Burgtheater / Café Capua / Gespräch mit einem Gutsherrn / Die Niere / Luftveränderung / Die Maus / Sanatorium für Nervenranke / Mitzi von der Lamingson—Truppe / Die Jugendzeit / Die Mutter / Besuch im einsamen Park. — Rede am Grabe Peter Altenbergs (11. Januar 1919).  
II. Letzten Endes. — Epigramme: P. A.; Goethe und Hofmannsthal. — Der Hofmannsthal—Film / Die Räuber in Salzburg. — Bunte Begebenheiten. — Faschingsleben 1913. — Vor dem Schlaf / Geheimnis / Liebeserklärung an Zerline Gabillon / Epigramme: Wiedergeburt; Zeitkunst; Mein Widerspruch. — Zitat aus Hamsun. — Für Adolf Loos (aus Nr. 800 — 805, S. 54 / 55 {32}). — Das Hiesige. — Zitat aus Kierkegaard (mit Vorbemerkung).

---

### LETZTEN ENDES

Viel parasitäre Unzulänglichkeit ist über Podien und durch Spalten gekrochen, um zum Gedenken Peter Altenbergs das eigene Dasein bemerkbar zu machen, welches doch stets noch weit beklagenswerter ist als der Hingang der Persönlichkeit. Nicht nur deren eigener schöpferischer Humor mag den teuren Schatten heraufbeschwören: es ist der Pietät auch angemessen, die komischen Erscheinungen derer zu betrachten, die an der Gelegenheit, sich zu erinnern, beteiligt waren. Das Drolligste, das sich da vorstellte, habe ich —



fern von der Stadt, der man es heute nicht ansehen würde, daß sie den freiesten Geist der Epoche hervorgebracht hat — durch einen Zufallsblick im Neuen Wiener Tagblatt erspäht. Ein dort beschäftigter Christ schlichtester Gemütsart — von der nichtschießenden Couleur; er heißt Erwin H. Rainalter und ich höre, daß es sogar Rainalter—Abende gibt — schrieb unter dem Titel »In memoriam Peter Altenberg« wörtlich das Folgende:

Man hat ihn oft verspottet. Hat ihn skurril, eigenbrötlerisch, verschroben genannt. Und man hat dabei übersehen, daß *letzten Endes* alles, was an ihm den Spießer ärgerte, doch nur Ausdruck einer Persönlichkeit war. Mochte *sein Monokel* noch so dick gerahmt sein, mochte ein noch so breites Band davon herabhängen, *wesentlich* blieb doch, daß Peter Altenberg *diese berühmt gewordenen Stücke* trug und daß vielleicht *nur er* sie *mit solcher Selbstverständlichkeit* tragen konnte. Man hat es oft erlebt, daß gerade bedeutende Männer Spaß daran finden, sich ihre Außergewöhnlichkeit gleichsam vor sich selbst durch Embleme zu bestätigen, die dem Bürger nicht geläufig sind. Oskar Wilde trug eine langstielige Orchidee in der Hand und *starrte verträumt darauf nieder*,

(in jeder Lebenslage)

Balzac schwenkte auf der Straße seinen berühmten kurzen, dicken Stock. *Altenberg trug sein berühmtes Monokel*, Altenberg verkaufte Perlenkolliers. Er wurde durch solche Gewohnheiten kein Wilde, kein Balzac. Aber: er war Peter Altenberg.

Er mußte eine festumrissene, markante Persönlichkeit sein, weil bei ihm die Kunst unmittelbarer noch als bei andern zur Spiegelung dieser Persönlichkeit wurde. — —

Doch *indem man dies alles niederschreibt*, wird man sich *bewußt*, daß damit *letzten Endes* erst *so wenig gesagt ist*. — —

Warum man dann aber nicht wenigstens darauf verzichtet, es drucken zu lassen, ist letzten Endes schleierhaft.

*So war Peter Altenberg. Oder war er nicht so?... Jedenfalls: So sahen wir ihn.* — —

Oder sahen wir ihn doch nicht so? Haben wir ihn vielleicht überhaupt nie gesehen und können nur, weil wir Journalisten sind, letzten Endes etwas über ihn niederschreiben? Nun, es ist ein wahres Glück, daß, was immer heute geschrieben wird, schon die Warnung mit sich trägt, es nicht zu glauben. Denn immer passiert was, seitdem der Geist mit dem technischen Fortschritt geht. Die Wohltat, daß jetzt alles Geschmuse im Textteil durch Annoncen unterbrochen wird, sie wirkt sich oft als die Pointe aus, die dem Autor fehlt. So hatte Werfel jüngst in der Neuen Freien Presse eine Vision vom Papst. Eben blickte er zum Sternenhimmel empor, da bot sich dem Leser der folgende Anblick:

— — — — — **der Sternenhimmel über uns, so**

---

**„Swing“ Schwedenklinge  
macht Rasieren -  
zum Vergnügen**

---

**heißt es doch!**

Jawohl, so heißt es; denn was immer die Dichter und die Feuilletonisten vorne trachten und tändeln, es ist nichts als die Gelegenheit für den wahren Genius

der Zeit, der dazwischenfährt mit dem Gebot: Reden wir von Tachles! Das ganze Schrifttum, mit Ausnahme meiner nicht der Rede werten Wenigkeit und jenes freilich exterritorialen George, steht, ob es will oder nicht, im Dienste des Kaufmanns und muß von ihm jegliche Schmach erdulden. Und diese Prostitution, die alles Gedruckte inklusive der sozialistischen Geistigkeit erfaßt hat, bedeutet das tausendmal tiefere Kulturproblem als die Korruption der kapitalistischen Presse. Sie sind samt und sonders vermietet, und nicht bloß der Rücken dieser Geisteswelt gehört dem Händler, nein, sie hat überhaupt keine Körperstelle mehr, der er nicht den Stempel seiner Oberhoheit aufgedrückt hätte — bis zu den reinen Händen, deren Fläche er als besondere Gelegenheit schätzt und neunmal so teuer bezahlt als das, was letzten Endes zu haben ist. Einem Altenberg, der die Perlenkolliers gleich selbst verkauft hat, könnte der Zustand nichts anhaben. Aber trug er nicht auch ein Monokel? Wie vorsichtig, daß mitten durch seinen Namen im Neuen Wiener Tagblatt ein Aufruf ergeht:

— — **Alten-**

**Erfinder**

— — — —

**Achtung!**

**berg — —**

Wie steht's also mit dem berühmten Monokel? Die Selbstverständlichkeit, mit der er es trug, ging so weit, daß man es gar nicht an ihm bemerkte. Vielleicht war meine Kurzsichtigkeit schuld daran. Aber ich trug eine Brille und er einen Hornzwickler, und ich habe in einem fünfundzwanzigjährigen fast täglichen Umgang das Monokel nicht gesehen, eher glaube ich mich schon zu erinnern, daß er den berühmten kurzen dicken Stock Balzacs geschwenkt hat, während ihm die langstielige Orchidee Wildes fremd war und er nur verträumt auf etwas niederstarrte, wenn letzten Endes ein Schmock in seine Nähe kam. So war Peter Altenberg!

\*

»Die menschliche Seele könne nur schwer durch eine Zahlengröße ausgedrückt werden, sie bestehe aus Abschaffungen, aus Widersprüchen, aus hunderten von Bruchteilen, und je moderner eine Seele sei, desto mehr sei sie aus vielerlei Abschattungen zusammengesetzt. Aber eine derartig zusammengesetzte Seele könne nur schwer einen bleibenden Platz in den Parteien finden. Was diese Parteien lehrten und glaubten, hatten diese Seelen längst schon überlebt, sie seien Radikale, die in ihrer Entwicklung das Quantum an Parteibewußtsein, das sie einmal besaßen, zugesetzt hatten, bahnlose Kometen seien sie, die ihre eigenen Wege gingen, nachdem sie die aller andern verlassen hätten. Für diese wolle er bitten. In der Regel seien es Menschen mit Willen, starke Menschen; sie hätten ein Ziel: das Glück, das größtmögliche Glück, und sie hätten ein Mittel: Ehrlichkeit, absolute Unbestechlichkeit, Nichtachtung des persönlichen Vorteils. Sie kämpften auf Leben und Tod für ihren Glauben, sie rannten sich die Köpfe ein dafür, und sie glaubten nicht an starre politische Formen, deshalb könnten sie auch nicht Parteigänger sein; aber sie glaubten an den Adel des Herzens, an die Bildung des Herzens. — Ihre Worte können schwer und hart sein; ihre Waffen grausam gefährlich, warum nicht? aber ihre Herzen sind rein, und kommt es denn nicht hierauf allein an? — Er glaube, schlimme Anzeichen für den Mangel an Herzensbildung innerhalb der politischen Parteien be-

merkt zu haben, und deshalb möchte er mit seinen geringen Kräften der Linken, die ihm natürlich am nächsten stehe, eine kleine Warnung zuflüstern, daß sie den Leuten ohne Herzensbildung nicht so viel Vertrauen schenken, sondern sich in acht nehmen, sich vorsehen, auswählen möge ... «

Knut Hamsun, »Redakteur Lyng«

Für Auseinandersetzungen gibt es zuweilen eine Hemmung menschlichen Erbarmens, die die gegnerische Tücke errechnet hat. Doch zu meinem »Rechenschaftsbericht«, durch den unverrückbar feststeht, daß die gegen mich aufgestellte bürgerliche Einheitsliste nunmehr auch die Sozialdemokratie umfaßt, und zu der Parole, die ich nach meiner dreißigjährigen Niederlage ausgab: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Österreicher!« stellt sich wieder das Wunder der Übereinstimmung mit Kierkegaard ein. Ein Hörer macht mich auf das Wort aufmerksam:

»Wer in leichtester Sommerkleidung in einen Wintersturm gerät, ist nicht so preisgegeben wie einer, der als einzelner Mensch in dieser Welt leben will. Denn da ist alles Partei; und der Egoismus, der die Partei zusammenführt und —hält, verlangt, daß jeder mit ihr gemeinsame Sache mache, bis der Einzelne durch Eintritt in eine Partei sich gegen einige andere Parteien sicherstellt. Wer aber sich merken läßt, daß er als Einzelner wirklich für sich stehen will, hat sofort alle sich gegenseitig befeindenden Parteien in großartiger Einträchtigkeit gegen sich; er steht allein gegen *eine* große Partei.«

Kierkegaard, »Richtet selbst!«

\*

In und nach dieser Vorlesung hat sich Merkwürdiges begeben. Herr *Schober*, gegen den der Vortragende zugunsten des im Saal anwesenden *Adolf Loos* eine Demonstration von unbeschreiblicher, unvergeßlicher Gewalt entfesselt hatte, mußte im Organ des Bundeskanzleramtes, in der Wiener Zeitung einen Mißgriff wahrnehmen, wie er hieramts wohl noch nie passiert ist. Zum siebzigsten Geburtstag *Peter Altenbergs* erschien ein Feuilleton, worin der große Freund der Huren, der sein durch und durch polizeiwidriges Leben vor zehn Jahren beendet hat, verdienstermaßen verherrlicht und geheiligt ward. Mehr als das; es enthielt die folgenden Stellen:

In diesen zwölf Büchern, nimmt man sie als ein Ganzes, und in den wunderbaren Schilderungen von *Karl Kraus*, *Adolf Loos*, *Alfred Polgar* ist den Nachlebenden ein Abglanz jenes »größeren Menschen« verblieben, der »hinter großem Werk« stand, dieser unendlich liebenswerten und liebevollen, stürmischen Persönlichkeit mit ihrem erhabenen Reichtum und ihrem menschlichen Irren.

Dann konnte *Schober* ein Zitat finden: aus meinen Versen an *Peter Altenberg*, und hierauf — im Bundesblatt — den Hinweis auf die Ehre, die jener Abend auch für *Adolf Loos* gebracht hat:

In einer herrlichen Vorlesung (der menschlich—rührendsten Bestätigung übrigens *eines besseren Dreibunds*), in einer Vorlesung, die *Karl Kraus* zur Gedächtnisfeier *Peter Altenbergs* hielt, gab er uns das Versprechen eines »Buches der Bücher *Peter Altenbergs*«, ausgewählt von seinem, dem verständnisinnigsten Herzen, eines

Buches, das »das bleibende, das unsterbliche Werk der reichsten dichterischen Natur des neuen Deutschland endgültig bestimmen werde«.

Und wenn wir uns Peter Altenberg in seiner menschlichen Gestalt, in »all seiner Unbegreiflichkeit«, Feuer und Schlacke, aus seinen Büchern und den Schilderungen der Freunde immer wieder hervorzaubern werden, werden wir künftig den tiefen Dichter in der ganzen Fülle seines Lachens und Weinens, seiner Sprache, seiner Großherzigkeit, seiner Gestalt rein und makellos, ewiges Feuer, besitzen in der Auswahl *des kunsteingeborenen Menschen, der unserer Zeit lebt.*

Über solche Ausstreuungen kann man nur zur Tagesordnung schreiten.

---

Ebenda, 17. Februar, ½ 8 Uhr:

I. *Peter—Altenberg—Vorlesung*: Verse an Peter Altenberg. — Skizzen: Mama / Hotelstubenmädchen / Die Seidenfetzlerln / Gleich beim Hotel / Natur / Landpartie / Splitter / Die Mitzi / Bully (mit der Zwischenbemerkung der Fackel und dem Brief über den Preßköter) / Burgtheater / Café Capua / Gespräch mit einem Gutsherrn / Die Niere / Luftveränderung / Die Maus / Sanatorium für Nervenranke / Mitzi von der Lamingson—Truppe / Die Jugendzeit / Die Mutter / Besuch im einsamen Park.

II. Letzten Endes. — Epigramm: P. A. / Der Reim / Das Kind / Traum / Vor dem Schlaf / Traum vom Fliegen / Geheimnis / Liebeserklärung an Zerline Gabillon / Rückkehr in die Zeit / Epigramme: Das Hiesige; Auf einen Polemiker. — Der größte Feigling im ganzen Land.

Das letzte mit der Programmnotiz: Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei gleich gesagt, daß der Alfred Kerr gemeint ist.

Dazu als Vorwort:

Der Umstand, daß man es gewagt hat, auch den Alfred Kerr in Verbindung mit dem Andenken Peter Altenbergs zu bringen, macht das Folgende zugleich zum Akt der Entsöhnung.

Auf dem Programm:

Um das für 26 Spalten in Anspruch genommene Interesse der Arbeiterschaft nicht weiter zu belasten, habe ich darauf verzichtet, in deren Zentralorgan 26 Spalten einer Berichtigung der mich betreffenden unwahren Tatsachen einzurücken. Dagegen hat die »Rote Hilfe« die folgende gesendet:

Wien, 7. Jänner 1928

Als mit beiliegender Vollmacht ausgewiesener Vertreter des Vereines »Österreichische Rote Hilfe« verlange ich gem. § 23 des Preßgesetzes die nachstehende Berichtigung der in den Nummern 354 vom 23. XII. 1928 und 356 vom 25. XII. 1928 der Arbeiter—Zeitung mitgeteilten Tatsachen u. z. in der ersten oder zweiten nach Einlangen dieser Berichtigung erscheinenden Nummer, in demselben Teile der Zeitung und in der gleichen Schrift wie die berichtigte Mitteilung, ohne jede Einschaltung und Weglassung:

Unter der Überschrift »Auseinandersetzung mit Karl Kraus« schreiben Sie in der Nummer 354 im Punkte 4 »Das Schoberlied« :

»Die 'Fackel' reproduziert da auch eine Zuschrift der Roten Hilfe über die Störung der Kolportage des Couplets bei dem Arbeitersängerfest zu Ehren des Liedes der Arbeit. Daß diese Zuschrift, wie es bei der kommunistischen Organisation (der die »Hilfe« das Lügen über die Sozialdemokratie ist) selbstverständlich, schwindelt und lügt, kann gar nicht verkannt werden;«

Es ist unwahr, daß die »Rote Hilfe« eine kommunistische Organisation ist.

Wahr ist vielmehr, daß der Verein »Österreichische Rote Hilfe« eine überparteiliche proletarische Organisation ist, der Sozialdemokraten und Kommunisten sowie Parteilose angehören.

Unwahr ist ferner, daß die Hilfe des Vereines »Österreichische Rote Hilfe« das Lügen über die Sozialdemokratie ist, wahr ist vielmehr, daß gem. § 2 seiner Satzungen die Hilfe des Vereines besteht in:

- a) der materiellen und sonstigen Unterstützung der proletarischen Opfer des Klassenkampfes und ihrer Familien,
- b) der materiellen und sonstigen Unterstützung der in Österreich weilenden mittellosen proletarischen Emigranten,
- c) der Gewährung von Rechtsschutz an die unter a) und b) genannten Personen,
- d) proletarischer Kinderhilfe durch Errichtung von Kinderheimen, Ferienkolonien u. dgl.

Der Verein hat auch tatsächlich in den Jahren 1927 und 1928 an Unterstützungen an die proletarischen Opfer den Betrag von S 144.873.37 verausgabt und in 530 Fällen Rechtsschutz gewährt. In derselben Nummer und in demselben Punkte schreiben Sie weiter:

»Aber die Behauptung, daß 'die sozialdemokratischen Funktionäre erklärten, daß sie den (Fest—) Platz gemietet hätten', und falls die Kolporteurs 'nicht sofort weggingen, sie sie verhaften lassen würden', können wir aus eigener Wahrnehmung als *freche Lüge* erklären.«

Die darin zum Ausdrucke gebrachte Tatsache, daß die Kolporteurs nicht durch sozialdemokratische Funktionäre unter der Drohung der Verhaftung vom (Fest—) Platze weggewiesen wurden, ist unwahr.

Wahr ist vielmehr, daß mit roten Armbinden als Ordner gekennzeichnete Angehörige des »Republikanischen Schutzbundes« die Kolporteurs Max Blatt, Max Babad und Hugo Rosenberg unter der Drohung der Verhaftung vom Festplatze gewiesen haben.

In diesem Zusammenhange schreiben Sie ferner:

» ... es ist natürlich keinem Menschen eingefallen, irgendeinen Kolporteur zu beanstanden oder ihm wegen der Schriften, die er kolportiert, Schwierigkeiten zu machen; die Behauptung des Kommunistischen Preßbüros ist einfach eine Lüge, und man muß es ernstlich bedauern, daß sich Kraus nicht bedenkt, solchen kommunistischen Lügen über Arbeiterfunktionäre Raum zu geben.«

Es ist unwahr, daß es keinem Menschen eingefallen ist, irgendeinen Kolporteur zu beanstanden und ihm wegen der Schriften, die er kolportiert, Schwierigkeiten zu machen.

Wahr ist dagegen, daß die Kolporteurs Max Blatt, Max Babad und Hugo Rosenberg wegen der Kolportierung des Schoberliedes von sozialdemokratischen Funktionären vom Festplatz gewiesen wurden.

Es ist ferner unwahr, daß der Verein Österreichische Rote Hilfe ein Kommunistisches Preßbüro ist.

Wahr ist vielmehr, daß der Verein »Österreichische Rote Hilfe« nachstehende Zwecke hat:

## § 2

a) die materielle und sonstige Unterstützung der proletarischen Opfer des Klassenkampfes und ihrer Familien,

b) die materielle und sonstige Unterstützung der in Österreich weilenden mittellosen proletarischen Emigranten,

c) die Gewährung von Rechtsschutz an die unter a) und b) genannten Personen,

d) proletarische Kinderhilfe durch Errichtung von Kinderheimen, Ferienkolonien u. dgl.

und diese Zwecke auch erfüllt, daher kein kommunistisches Preßbüro ist. Unter derselben Überschrift »Auseinandersetzung mit Karl Kraus« schreiben Sie in der Nummer 356 im Punkte 6 »Das nichtausgefolgte Buch«:

»Man hat uns das Programm einer Vorlesung geschickt, auf dem bemerkt war, daß ein Untersuchungsrichter im Landesgericht einem Verhafteten »Die letzten Tage der Menschheit« in die Zelle nicht ausgefolgt hat. Kraus denkt offenbar, wir hätten diese Beschwerde ignoriert; aber er irrt. Der Vermerk auf dem Programm bezog sich auf eine Mitteilung der »Roten Hilfe« dieser Lügenkorrespondenz glauben wir natürlich kein Wort. Aber wir haben uns über die Sache sofort beim Präsidium des Landesgerichtes erkundigt und der Präsident des Landesgerichtes hatte die Freundlichkeit, uns am 25. Juni über die Sache Auskunft zu geben. Die Auskunft hat die Behauptung, der Untersuchungsrichter habe die Ausfolgung verweigert, »da dieses Buch im Landesgericht nicht gelesen werden darf«, vollständig widerlegt;«

Es ist unwahr, daß die Rote Hilfe eine Lügenkorrespondenz ist, sondern wahr ist, daß die »Österreichische Rote Hilfe« ein Verein ist, der die im § 2 seiner Satzungen umschriebenen Aufgaben erfüllt.

Die ferner in diesem zitierten Absatz zum Ausdrucke gebrachte Tatsache, daß der Untersuchungsrichter die Ausfolgung des Buches »Die letzten Tage der Menschheit« *nicht* verweigerte, »da dieses Buch im Landesgericht nicht gelesen werden darf«, ist unwahr.

Wahr ist vielmehr, daß der Untersuchungsrichter die Ausfolgung verweigerte, da dieses Buch im Landesgericht nicht gelesen werden darf.

Diese Berichtigung mag nicht durchaus dem Gesetz entsprochen haben, und die Berufung auf dieses ist mit der grundsätzlichen Weigerung, vor das bürgerliche Gericht zu gehen, wohl kaum vereinbar. Die Arbeiter—Zeitung

hat, sei es mit Rücksicht auf jenen, sei es in Voraussicht dieses Umstandes, den Abdruck unterlassen. Darauf erschien in der Zeitschrift 'Rote Hilfe' (Februar 1929) ein

### Offenes Schreiben

An die

Redaktion der »Arbeiter—Zeitung«

Wien, V.

Rechte Wienzeile 97

In unserem Auftrage hat der Rechtsanwalt Dr. Eduard Fliegel am 7. Jänner d. J. zu Händen Ihres verantwortlichen Redakteurs Dr. Otto Leichter eine Berichtigung gemäß § 23 des Preßgesetzes geschickt. Es handelte sich um die Richtigstellung der Artikel in der »A.—Z.« Nr. 354 vom 23. Dezember 1928 und Nr. 356 vom 25. Dezember 1928: »Auseinandersetzung mit Karl Kraus«.

Obwohl die Berichtigung 18 Tage in ihren Händen ist, wurde dieselbe noch nicht veröffentlicht. Sicherlich deshalb, weil Ihr wißt, daß wir als proletarische Klassenorganisation nicht zum bürgerlichen Gericht gehen werden und es unterlassen werden, Euch durch dieses Gericht zur Veröffentlichung unserer Berichtigung zu zwingen.

— — Wir haben in unserer Berichtigung alle diese Verleumdungen an Hand von Tatsachen widerlegt, da Ihr diese jedoch nicht veröffentlicht habt, sehen wir uns gezwungen, Eure Art des Angriffes vor der proletarischen Öffentlichkeit an den Pranger zu stellen.

Unsere Hilfe besteht nicht »im Lügen über die Sozialdemokratie«, sondern in *tatsächlicher praktischer Hilfe für die Opfer des weißen Terrors und des Faschismus, sowie für die der österreichischen Klassenjustiz*. Wir unterstützen auch solche, die von Euch, d.h. vom sozialdemokratischen ungarischen Flüchtlingskomitee, vom Matteotti—Komitee und von einzelnen Mitgliedern Eurer Redaktion geschickt werden. Für Unterstützungen allein hat die Österreichische Rote Hilfe in den Jahren 1927 und 1928 den Betrag von 144.873.37 S verausgabt und in 530 Fällen Rechtsschutz gewährt.

Wir sind kein »Kommunistisches Preßbüro«, wie in Euren eingangs erwähnten Artikeln behauptet wird, auch keine »Lügenkorrespondenz«, sondern eine überparteiliche, proletarische Organisation, der *Sozialdemokraten, Kommunisten und Parteilose* als Mitglieder angehören, und wir unterstützen materiell und moralisch alle Opfer des Faschismus und der Klassenjustiz sowie ihre Familien, *ohne Unterschied ihrer Parteizugehörigkeit*.

Ihr habt in Euren Artikeln eine Organisation verleumdet, welche im Interesse der proletarischen Opfer des kapitalistischen Unterdrückungsregimes, wie der proletarischen Bewegung überhaupt tätig ist. Wenn wir es auch ablehnen, Euch unter Zwang des bürgerlichen Gerichtes zu stellen, um mit Hilfe desselben die Veröffentlichung unserer Berichtigung zu erzwingen, so müssen wir dies im Interesse derer, die wegen ihrer Treue zur proletarischen Sache jahrelange Zuchthausqualen erdulden mußten und von Land zu Land gehetzt und von der bürgerlichen Regierung verfolgt werden, derer wir uns als *einzigste Organisation* annehmen, auf diesem Wege *nachdrücklichst* verlangen.

Wenn auch dieses Schreiben von Euch unberücksichtigt bleiben sollte, werden die österreichischen Arbeiter selbst die Antwort finden und wissen: *nicht die Österreichische Rote Hilfe lügt, sondern die »Arbeiter—Zeitung« verleumdet eine proletarische Organisation.*

Zentralvorstand  
der Österreichischen Roten Hilfe

Zu der Ablehnung der Vorfälle, die sich auf dem Festplatz und im Polizeikommissariat, bei und nach Kolportierung des Schober—Liedes abgespielt haben, und insbesondere zu dem Satze:

»Die Schober—Wachleute mögen sich bei Verhaftungen noch so brutal verhalten, *pathetische Ansprachen* halten sie an die Verhafteten gewiß nicht«

veröffentlicht die 'Rote Hilfe' (Jänner 1929) das folgende

*Protokoll,*

Am 5. August habe ich mit einem Genossen um 11 Uhr vormittags kolportiert. Als ein Zug von Schutzbündlern zum Festplatz kam, habe ich sie laut zum Kaufe des Schober—Liedes von Karl Kraus aufgefordert. In diesem Augenblicke wurde ich sowohl von einem Wachmann zu Pferd und einem zu Fuß verhaftet. Diese führten mich in die Wachstube Böcklinstraße und wurde mir dort das Nationale abgenommen. Dann wurde ich dem Polizeikommissariat Prater, Ausstellungsstraße, übergeben. Vom diensthabenden Kommissär wurde ich mit folgendem Gruß empfangen:

»Sie schämen sich nicht, ein solches Spottlied über unseren Polizeipräsidenten zu verbreiten, vor dem die ganze Welt den Hut zieht? Wenn Sie das in Rumänien, Bulgarien oder in Ungarn täten, wären Sie schon längst am Galgen. Wahrscheinlich ist es euch am 15. Juli zu gut gegangen; wir hätten euch alle ausrotten sollen, dann hätten wir endlich einmal von euch Ruhe. Wenn es aber noch einmal zu einem 15. Juli kommen sollte, dann werden wir es schon anders machen.«

Darauf machte ich den Polizeikommissär aufmerksam, daß wir nicht so viel geistig so hochstehende Persönlichkeiten wie Karl Kraus hätten und »wenn Sie der Ansicht sind, daß wir vor unserem Polizeipräsidenten Hans Schober den Hut ziehen sollten, so bin ich persönlich nicht dieser Ansicht«. Hier machte er Miene, mir eine Ohrfeige zu geben, überlegte es sich scheinbar, da ein Genosse anwesend war. Daraufhin wurde ich einem höheren Polizeibeamten vorgeführt, dieser erklärte das Lied für konfisziert. Nachdem die Identität festgestellt wurde, wurde ich nach 2 Stunden freigelassen. Hierauf ging ich zum Festplatz zurück und verständigte die anderen Kolporteurs, daß die Verbreitung des Schober—Liedes verboten sei. Ich versuchte nochmals zu kolportieren und wurde dann von einem Funktionär des Festplatzes aufgefordert, die Kolportage einzustellen, widrigenfalls er mich verhaften lassen wolle, und im Nu waren sämtliche Kolporteurs verhaftet.



Ich habe die feste Überzeugung, daß die Verhaftung auf Veranlassung des betreffenden Funktionärs vorgenommen wurde.

Max Babad

Nachdem ich mit Genossen Babad das Schober—Lied kolportierte und wir zusammen verhaftet wurden, bestätige ich die Richtigkeit vorstehenden Protokolls.

Max Blatt

Dieselbe Nummer der 'Roten Hilfe' veröffentlicht das Folgende:

*Karl Kraus und Henri Barbusse gegen die Auslieferung Mavraks.*

An das

Bundesjustizministerium

Wien I.

Herrengasse 7.

Die Unterzeichneten, die den Fall des politischen Emigranten Mavrak <sup>1</sup> kennengelernt haben, glauben sich verpflichtet, das Wort zu nehmen, und treten an das österreichische Justizministerium mit der Erwartung heran, es werde in einem der Fälle, wo die Erfüllung des Auslieferungsbegehrens aufs tiefste als Verletzung eines europäischen Begriffes der Menschlichkeit empfunden würde, diesem gerecht werden und jene verweigern.

*Karl Kraus, Henri Barbusse.*

*Prof. Albert Einstein richtete an das Justizministerium eine Zuschrift, worin er mitteilt, daß er sich dem Schreiben von Karl Kraus und Henri Barbusse anschliesse.*

Von dem spontanen Schritt Albert Einsteins, von dem er der Roten Hilfe und diese der Öffentlichkeit Mitteilung machte, hat die bürgerliche Presse (im weitesten Begriff) keine Notiz genommen.

*Nachtrag.* Gleichwohl hatte die Aktion Erfolg:

Wien, 25. Februar 1929

Hochverehrter Herr Kraus!

Soeben erhalten wir die Nachricht von unserem Rechtsanwalt, daß die Auslieferung Mavraks abgelehnt wurde. Mavrak wurde der Polizei (Schubhaft) überstellt und wird von ihr abgeschafft, das heißt an die deutsche Grenze gestellt.

Nun können wir einen endgültigen Erfolg verzeichnen. Dies ist der mächtigen Protestaktion gegen die Auslieferung Mavraks zu verdanken, die es insbesondere durch ihre Zuschrift an das Justizministerium vermochte, ein Menschenleben zu retten.

Wir erlauben uns Ihnen in unserem, sowie im Namen Mavraks den Dank für ihre Hilfe auszusprechen und zeichnen

Österreichische Rote Hilfe

Die unvorstellbare Schäbigkeit des Scherfleins, das der 'Abend' beige-tragen hat, soll beschrieben werden, wenn ich einmal dazu gelange, stück-weis, gegenstückweis, darzustellen, wie ich die rechte und die linke Presse mit gleicher Strenge und Gerechtigkeit nach § 23 massiere. Er wird sich, wo

---

1 Wahrscheinlich ein Ungar

es Stärkere gibt, bei der schwachen Seite gefaßt fühlen. Freilich, so kräftig bin ich nicht, die Sozialdemokratie auch noch von diesem Kostgänger zu befreien.

\*

Und tausend verwandte Themen (kleine) blicken mich unverwandt an: wann werden wir verwendet? Von rechts und links, und die Wahrheit liegt nicht in der Mitte. Zudringliche Fülle, deren jeder Teil einzeln sich bewirbt, doch alle zusammen hoffen, ich würde nicht mit ihnen, sondern sie mit mir fertig. Aber so schnell zermürben die Preußen nicht. Kerr zwar ist mobil: er hat wieder etwas Einstweiliges verfügt, indem er hinreichend glaubhaft machen konnte, daß das Plakat »Der größte Feigling im ganzen Land«, das ohne jeden weiteren Anhaltspunkt erschienen war, sich auf ihn beziehe, ausgerechnet auf ihn, und da er recht hatte, so erreichte er, daß es nur einen Tag lang statt drei affiziert war. Wer glaubt ihm? Die Berliner Justiz. Aber, turnt er zuletzt in den Vesuv, ich turne nach, ich hinterdrein, und er stirbt an meinem süßen Bein! ich werde ihn nächstens mit einem eigenartigen Vorschlag überraschen, der ihm, ganz in seinem pazifistischen Sinne, allen Gewissensdruck, den er wegen der kriegerischen Dinge empfindet, radikaler benehmen wird als jede Verfügung, die die Pein nur einstweilig lindert, ohne die Wunde zu heilen. Damit die faden Fehden, die so einseitig geführt werden, endlich aufhören und ich zu meinen andern Passionen komme. Da harrt Gesell, von dem jener mich nicht ablenken soll, mein neuester Schwarm, nicht groß, doch zart, und ein Jungbrunnen, der vor den andern den Reiz voraus hat, daß er mich endlich zu meinem Zentralproblem, zur Prüfung von Sprachwerten gelangen läßt. Erquickung aller Art bietet sich. Gesell mahnt an alte Glossenverpflichtung. Und hinter ihm ragt Monty (Jacobs), der für satirische Ansprüche eine lohnende Aussicht bietet. Er wirkt schon die längste Zeit einladend, und da ich immer rüstiger werde, so möchte ich ihn gelegentlich besteigen. Er hat als Verehrer der »Demolierten Literatur« (seit welcher ich ihn andauernd enttäuscht habe) Verständnis für Satire. Gesell ist, wiewohl Christ, vielfältiger. Und doch. Er hat die Menschheit vor keine solchen Schwierigkeiten gestellt wie der Ferdinand Bruckner, dessen Rätsel ich nach der Lektüre einiger Szenen nur mit der Frage beantworten kann: *Wer* ist Ferdinand Bruckner? Gesell hat *fünf* Pseudonyme und hinter keinem hat er sich noch verborgen, höchstens ein bißchen Guckguck gemacht. Er, der Hesse, gibt zu, daß er auch als Schwabe wirkt, als Marx und Krafft, ja selbst als »Taubinur« (Erkläret mir). Kein Mensch muß sich mit Suchen abstrapazieren, jeder freut sich, den Hesse jedesmal zu finden. Wie läßt doch Nestroy zum Herrn Überall sagen: »Mit Ihnen haben wir also keinen Spektakel à la Werther zu befürchten!«. Und da mir wieder die schwankenden Gestalten dieses Einen genaht sind — er macht sich, wirklich, über mich lustig, weil ich ihn für einen so traurigen Dichter halte —, so brauche ich freie Bahn. Die Vossischen Lieblinge merken allmählich, was sie sich da eingebrockt haben, aber nun gilt es auszulöffeln. Kerr wird pazifiziert.

---

Ebenda, 18. Februar, ½ 8 Uhr:

*Offenbach: Die Briganten.*

Begleitung: Georg Knepler.

Auf dem Programm die Gegenüberstellung wie am 2. Januar und die Glossen:

## WAS ES JETZT GIBT

Nach einer Fahrt mit Hindernissen ist Kammersänger *Bollmann* — der *Goethe* in *Lehars* »Friederike« — Samstag abends in Wien eingetroffen,

»Ich würde,« sagt Bollmann, »es als Arroganz empfinden, wollte ich den großen Dichter auf der Bühne darstellen. Nur den jungen Studenten Goethe zu verkörpern, habe ich mir vorgenommen. Ich will meiner Gestalt *alle schwulstige Würde*, *alle bedrückende Schwere* nehmen. *Ich scheue mich keineswegs, im ersten Akt als Goethe sogar das Tanzbein zu schwingen. Dadurch habe ich auch die schauspielerische Möglichkeit, die Entwicklung Goethes vom Studenten zum großen Dichter im letzten Akt, der acht Jahre später spielt, anzudeuten.* Mit dieser *Auffassung*, die ich einem *eingehenden Studium des Lebens Goethes* verdanke, stehe ich *durchaus im Einklang mit der Auffassung Lehars selber.* Und die *Kritik* hat mir bisher auch darin Recht gegeben: *Nur so* konnte sich *der empfindsamste Goethe—Verehrer* nicht verletzt fühlen. Die Rolle an sich macht mir ungemein viel Freude. Ich hatte seinerzeit *Unrecht*, als ich »Zarewitsch« für Lehars bestes Werk erklärte. Ich *ahnte damals nicht, daß es noch eine Steigerungsmöglichkeit* gebe. *Nun aber sage ich:* »Friederike« ist Lehars reifstes Werk ...«

\*

## SPEZIALMESSAGE

Das 'Neue Wiener,Journal' hat in der jüngsten Zeit mir gegenüber einen Ton der Hingebung angeschlagen. Das ist die Folge strenger, aber gerechter Massage, die ich ohne Ansehn der Partei und Konfession allen besseren Herren von der Presse angedeihen lasse und deren Wirkung sich bald auch am 'Abend' erweisen wird. Man hat beobachtet, daß sie sich in meinem Salon die Türklinke reichen, man hat auch die Instrumente aufgefunden, aber der Polizei ist es nicht gelungen, sie zu saisieren, weil sie selbst damit bedient wird. Lippowitz jedoch hat in den letzten Wochen auch Schläge vom Schicksal erlitten. Es ist ihm zwar geglückt, dem Gerichtssaal, dem er grundsätzlich in sämtlichen Funktionen fernbleibt, auch als Zeuge zu entgehen und die Möglichkeit zu vermeiden, mit dem Schatten seines ermordeten Redakteurs konfrontiert zu werden. Für 100 Schilling Disziplinarstrafe, die er noch knapp vor der Verhaftung einer Inserentin hereinbringt. Aber die in Ehrendingen feinfühligere Wiener Gesellschaft empfindet es doch nachgerade als unbillig, den Bekessy zu entbehren und den Lippowitz zu haben. Mit Schober steht er auf dem Neckfuß. Der liefert ihm Erinnerungen an Bela Kun zum Ersatz dafür, daß er ihm die einzige anständige Rubrik entvölkern möchte. Doch es gelingt ihm nicht. Denn wenn er täglich der Opfer zweie schlachtet — und glaubet an Liebe und Treue —, wachsen am nächsten Tag viere dazu, und Lippowitz behält sowohl den Polizeipräsidenten als die DelinquentInnen. Der Vorteil für ihn besteht auch darin, daß er täglich in der Gerichtssalrubrik darauf hinweisen kann, daß »nach den Erhebungen der Polizei mehr erotische als reelle Massage betrieben« werde, was jene Leser der Annoncenrubrik, die ganz sicher gehen wollen, beruhigt. Mehr als das Geschäft hat immerhin das Ansehen gelitten, da es sich ja mit der Zeit doch herumspricht, worin jenes be-

steht. Er macht darum jetzt öfter den Versuch, mich auf seine Seite zu bringen, etwa indem er mich als einen Autor hinstellt, dessen Stoff das Privatleben von Wiener Persönlichkeiten bildet. Natürlich perhorresziert er solche Befassung nicht anders, als er die Tätigkeit seiner Inserentinnen beanstandet, sobald sie verhaftet sind. Er hat Telegrammspesen aufgewendet, um sich die Nachricht eines Berliner deutsch—nationalen Blattes übermitteln zu lassen, und gehofft, mir mit Lettern faustdick wie die Lüge den Gefallen einer Reklame zu erweisen, auf die ich als affärensüchtiger Schlüsseldramatiker doch ausgehe. Die Wahrheit an der Nachricht war, daß eine Nichtaufführung der »Unüberwindlichen« Herrn Schober erwünscht und dieser Wunsch der Vater des Gedankens ist, daß diesbezüglich der Castiglioni mit dem Einspruch vorgehen könnte. Ich höre fern die großen Stiefel trappen; nur daß sie diesmal der andere anhaben soll. (Schober macht alles, ob aber Castiglioni persönlich hervortreten kann ist zweifelhaft.) Nein, die Preußen lieben zwar einstweilige Verfügungen, aber so schnell schießen sie doch nicht. Die Nachricht — an der bloß richtig war, daß ich »Berlin mit meiner Anwesenheit beglücke«, da ich tatsächlich die »Briganten« vortrug — hatte eine maßvolle, wenngleich energische Behandlung zur Folge:

Neues Wiener Journal, 14. Februar:

Wir erhalten folgende Berichtigung: im Vollmachtsnamen Karl Kraus' fordere ich die Berichtigung der in Ihrer Nummer 12.635 vom Freitag, dem 25. Januar 1929, Seite 5, mitgeteilten, meinen Mandanten betreffenden Tatsachen gemäß § 23 Preßgesetz. Sie berichten unter dem Titel

#### **KARL KRAUS' NEUESTE AFFÄRE.**

#### **EINSPRUCH GEGEN DIE GEPLANTE BERLINER AUFFÜHRUNG EINES**

#### **SCHLÜSSELDRAMAS AUS DER WIENER GESELLSCHAFT,**

daß Karl Kraus »bereits wieder in eine neue Affäre verwickelt« ist, indem »im Theater am Schiffbauerdamm als nächste Vorstellung im Studio die Satire »Die Unüberwindlichen« unter der Regie von Bert Brecht vorbereitet wird, »ein Schlüsseldrama schlimmster Sorte, in dem führende Persönlichkeiten der Wiener politischen und Finanzwelt verunglimpft werden«, und »nun von seiten einer in diesem Stücke verspotteten Persönlichkeit Einspruch gegen die Aufführung erhoben und der Schutz, der nach dem reichsdeutschen Gesetz dem Privatleben gewährleistet ist, erbeten« wurde; »falls, woran nicht zu zweifeln ist, diesem Einspruch Folge geleistet wird, müßte die Premiere unterbleiben«.

Die in diesem Bericht enthaltenen tatsächlichen Behauptungen sind unwahr. Es ist unwahr, daß »Die Unüberwindlichen« ein Schlüsseldrama aus der Wiener Gesellschaft sind, gegen welches einer der darin vorkommenden Persönlichkeiten nach dem reichsdeutschen Gesetz der Schutz des Privatlebens gewährleistet ist. Wahr ist, daß den »Unüberwindlichen« Vorgänge des öffentlichen Lebens, wie die Ereignisse des 15. Juli 1927, die Angelegenheit der Leumundsnote für Emmerich Bekessy und dessen publizistische Beziehungen zu führenden Persönlichkeiten der Wiener politischen und Finanzwelt zugrunde liegen. Es ist unwahr, daß von

seiten einer in diesem Stücke verspotteten Persönlichkeit *Einspruch* gegen die Aufführung erhoben wurde. Wahr ist, daß ein solcher *Einspruch* nicht erhoben wurde. Es ist somit unwahr, daß Karl Kraus bereits wieder in eine neue Affäre verwickelt ist. Wahr ist, daß er im Zusammenhang mit der geplanten Aufführung der »Unüberwindlichen« in keinerlei Affäre verwickelt ist. Es ist unwahr, daß als nächste Aufführung im Studio des Theaters am Schiffbauerdamm »Die Unüberwindlichen« vorbereitet werden. Wahr ist, daß dieses Stück als übernächste Aufführung vorbereitet wird und als nächste Aufführung »Wolkenkuckucksheim«, ein Versspiel auf Grundlage der »Vögel« des Aristophanes von Karl Kraus.

Dr. Oskar Samek

\*

Wir brauchen ein anderes Preßgesetz, dann werden solche Mißbräuche künftighin unmöglich sein. Kommentar überflüssig.

Der peinlich korrekte Abdruck und der bescheidene Zusatz sollten dem 'Abend' ein Beispiel sein. Natürlich brauchen wir ein anderes Preßgesetz, und ohne Zweifel ist die totale Überflüssigkeit eines Kommentars noch nie so anschaulich und so rührend in Erscheinung getreten. Selbst wenn nicht gleich darunter etwas unter der Spitzmarke

e (*Sind Sie niedergeschlagen,*) abgespannt und nervös ...

empfohlen wäre, so wäre ich versöhnt und bereit, da dies alles ja in der Schoberwelt spielt, Treue um Treue zu bieten. Denn hier bekundet sich eine Ergebung, die wirklich dartut, daß die Massage doch kein leerer Wahn ist. Und weit und breit nichts als Resignation. Was soll man denn machen, wenn Schober einen Bericht aussendet, die Assistentin habe gestanden, daß sie an den Kunden des Salons

sogenannte »Spezialmassagen«

ausführte? Nein, das kann Lippowitz doch nicht an dem Tag erscheinen lassen, wo es hinten ohnedies schon mit so viel Wehmut des Abschieds heißt:

*Letzter  
Tag  
Spezialmassagen*

Mir sei nur noch die Bitte gewährt, im Bunde der Dritte zu sein und sie fortzusetzen.

---

Mittlerer Konzerthausaal, 25. Februar, 7 Uhr:

*Shakespeare: König Lear,*

nach Wolf Graf v. Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe) und anderen Übersetzern vom Vortragenden bearbeitet.

Auf dem Programm:

*Offenbach—Revue.*

## Uraufführung in den Münchener Kammerspielen.

Otto Falckenberg, dem die *Ballung* von Wedekinds Lulu—Tragödie in einen Theaterabend zu danken ist, *suchte* nach dieser großartigsten Leistung des Münchener Theaterjahres *bei Offenbach Erholung, indem er durch Peter Scher* vom »Simplicissimus« die Operette »Pariser Leben« in eine Art zeitpolitische Revue verwandeln ließ. Schers sprühender Witz und politische Schlagkraft gaben dieser nunmehr »*Pariser Luft*« getauften *leichten Angelegenheit* eine überaus amüsante Aktualität, die überdies dem Extemporieren der Schauspieler jeden Spielraum läßt, Nach Tairoffs Vorbild füllte Otto Reigbert die Bühne mit einem phantastisch—expressionistischen Aufbau, *ähnlich dem Riesenrad des Wiener Praters*, und diesen Mechanismus bevölkerte und befeuerte Falckenbergs Regie mit dem ausgelassenen Treiben eines zwischen Paris und München schwankenden Lebensfaschings. In der Achse des Bühnenkarussells hatte die *Jazzband*, um ein paar gemalte Karikaturen vermehrt, Platz genommen und *trieb nach Kapellmeister Salomons Paraphrase mit dem genialen Musiker Offenbach ihren Ulk*. Dazu unter Führung des Wieners Karlweis Schauspieler, die als Operettensänger dilettierten, und im *Publikum neben Frack und Gesellschaftskleid Maskenkostüme — so herrschte eitel Lust und Jubel über diese Wiedergeburt eines unsterblichen Spötters durch den witzigsten Spötter* und den begabtesten Theaterleiter Münchens. *Nur Polyhymnia klagt um ihren Liebling Offenbach.*

L. Adelt.

\*

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten,  
Als die unsern, das ist nicht zu streiten! — —

Sehn wir doch das Große aller Zeiten  
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,  
Sinnvoll still an uns vorübergehn. — —

Schiller, »An die Freunde.

»Die lustigen Weiber« können entweder überhaupt nicht mehr oder nur historisch oder, *am besten*, in radikal bearbeiteter Form gespielt werden: mit Benützung der Figuren und szenischen Grundrisse, aber *mit neuem Text*.

Herbert Ihering

Dieser Ausspruch des zweiten führenden Kritikers Berlins muß ohne Rücksicht auf den Umstand, daß er sich in der Sache des noch immer ersten führenden Kritikers anständig und relativ mutig betragen hat, aufbewahrt werden. Er enthält die Doktrin, von der jetzt die Konfektionsgilde, die sich des deutschen Theaterwesens bemächtigt hat, für die Beschmutzung Shakespeares, Nestroys und Offenbachs das reine Gewissen bezieht. Daß der Schmutz, gegen den keine Kultugesetzgebung Abhilfe gewährt — denn der nationale und staatliche Kretinismus kennt diesen Begriff nur in den Belangen der Geschlechtmoral — , daß der Schmutz just auf meiner Fährte abgelagert wird, ist eine ungeschriebene Zeittragödie, die noch der Verschandelung harret. Allerorten spüren sie jetzt, daß die Reprisen meines Theaters der Dichtung ir-

gendwie jenes »Zeitgefühl« ansprechen, dem man zu dienen glaubt, wenn man ihm mangels einer ihm entstammten Produktion den unabänderlichen Kunstwert aufopfert. So kommt nicht nur der Witz der an mich gestellten Zumutungen zustande — und es wäre schon eine abendfüllende Unterhaltung, wenn ich erzählen wollte, welche Pächter von hundert süßen Beinchen nun auf meine Offenbachs spitzen — , sondern auch der Greuel von Erneuerungen, die sich ohne meine Beihilfe abspielen. Die entfesselte Schrulle der Kunstgewerbler führt »Regie« über Nutznießer und Ausgebeutete eines Berufs, den gemeinhin nichts mehr mit der Theaternatur verbindet außer Lampenfieber und Preßfurcht. Was sich da auf deutschen Bühnen unter dem Titel und Vorwand von Werten begibt, die dem Aufmachertum, der Geldgier und einfach der bösen Lust preisgegeben sind, hat Formen angenommen, die das Problem abrücken aus der Betrachtung des künstlerischen in die des sozialen Verfalls als einer Prostitution der mitwirkenden Menschenleiber. Der »neue Text«, den der führende Kritiker noch vermißt, ist beiweitem überboten von der Schmach, die dem alten angetan wird, wobei sich freilich auch die Unwissenheit einer konservativeren Kritik bewähren kann, die die erhaltenen Reste nicht erkennt und dem Bearbeiter zuschreibt. Als sie in Berlin »Troilus und Cressida« (lies: Kessida) aufmachten, staunte diese Kritik, daß da ein Trojanerheld per »Lord« angesprochen wird, und bei den »Lustigen Weibern« hält sie es für Modernisierung, daß von einem Windhundrennen die Rede ist und das Wort »Verkohlen« vorkommt. Im übrigen ist sie aber doch auch der Ansicht, daß dieses entzückendste aller Lustspiele — dessen Falstaff seit jeher als eine Verwässerung der Heinrich—Gestalt verkannt wird — keines der Güter sei, die »gegen Einbrüche dreister Regie umgittert zu werden brauchen«. Gemäß dieser Toleranz der Alten wie jener Diktatur der Jungen lebt sich der Unfug einer Theaterreformerei aus, die die Erkenntnis befestigen konnte, daß »die Spree noch mehr Dreck hat« als das Donauwasser, freilich nicht ohne Berücksichtigung des Umstandes, daß eben dorthin ein Abfluß aus der Brigittenau erfolgt ist. Unverwirrt von der Betrachtung dieser Dinge und von dem Widerwillen, der mich beim Betreten eines Berliner Theaterraums erfaßt — denn dort gehe ich noch ins Theater —, gestaltet sich das »Theater der Dichtung«, von welchem das der Vernichtung sein Repertoire bezieht. Es gestaltet sich vor einer kleinen Welt, der eine Kunstführung, die zugleich Lehre und Beispiel bot, den Zusammenhang mit lebendigen Dingen bewahrt hat. Sie wird darum nicht, gleich jenem neudeutschen Wesen, an dem zu allerletzt die Kunst genesen wird, »Pathos« dort beanstanden, wo eine Welt jenseits der Zeitkommis die Sprache ihrer höheren Natur spricht, und wird es nicht durch eine »Sachlichkeit« ersetzt wünschen, deren Fläche Raum für jederhand ornamentalen Unfug hat. Was die Bearbeitung Shakespeares für das Theater der Dichtung anlangt, so kann dem »Zeitgefühl«, von dem die Aktualität allen Rückstands besessen ist, nach wie vor kein anderes Zugeständnis gemacht und kein anderes Opfer dargebracht werden als dasjenige, das in der Reduktion des Dramas auf einen Theaterabend besteht. Solcher Bearbeitung — und jede andere scheidet aus dem Kulturbereich als Blasphemie am Original, als Frechheit gegen den Sprachbesitz der Schlegel—Tieck'schen (Mommсен'schen) Übersetzung — habe ich bisher zehn Shakespearedramen unterzogen: König Lear, Hamlet, Macbeth, Timon von Athen, Coriolan, Troilus und Cressida, Das Wintermärchen, Maß für Maß, Verlorne Liebesmüh, Die lustigen Weiber von Windsor (nebst Teilen von König Johann und der Heinrich—VI—Trilogie). Geringfügige szenische Umstellungen und Vereinfachungen, gelegentliche Verwendung von eigenen und Zeilen der Vossischen Übersetzung, — es bleibt unerheblich neben dem, worauf es einzig ankommt: von hun-

dertzwanzig Seiten dreißig zu streichen, und so zu streichen, daß kein »szenischer Grundriß« berührt, kein edlerer Teil des sprachlichen Organismus verletzt und nur das entfernt wird, was an dieser hypertrophischen Welt dem heutigen Erfassen als Wucherung erschiene. Solche Arbeit von Vers zu Vers und durch alle Verschlingungen der Prosa durchzuführen, setzt den wahren Regisseur des Worts und der Szene voraus. Keiner der Auslagenarrangeure, die auf den heutigen Bühnen mit der Notzucht am Geiste betraut sind, wäre zu dieser Arbeit fähig, keiner der Theoretiker, die ihnen Mut machen zur »Benützung der Figuren«, wäre auch nur des sprachkritischen Gefühls fähig, Wie es nur geschehen mag, daß der erhaltene Wert die Verminderung der Quantität nicht spüren läßt. Ganz gemäß diesem Zustand wird kein Besucher des Theaters der Dichtung es bemängeln, daß dessen Direktor, Regisseur und Mitwirkender vorläufig darauf verzichtet, Shakespeare mit neuem Text zu spielen. Und vollends keiner, daß er auch auf die Theaterkritik verzichtet.

\*

### WIRKUNG DER FACKEL AUF DIE REVOLUTIONÄRE GEISTIGKEIT

Für den 9. und 10. März hat Henri Barbusse einen antifaschistischen Kongreß nach Berlin einberufen. Und in der Reihe der Redner, die »schon an der Seite Barbusses stehen«, ist an zweiter Stelle der *Alfred Kerr* genannt, vaterländischer Denunziant, anonymer Bundesgenosse des Tiroler Antisemitenbundes, *Besudler des ermordeten Liebkecht, Tischfreund der ungarischen Regierung*, Kriegs— und Friedensdichter, mit einem Wort der größte Schuft im ganzen Land. Unter dieser Fahne wird von der Freien Vereinigung sozialistischer Studenten die Wiener revolutionäre Studentenschaft zum Kampf gerufen.





## Der größte Feigling im ganzen Land

Am 28. September 1928 ist im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (Nr. 227) die folgende eine Viertelseite große Annonce erschienen:

### K E R R   C O N T R A   K R A U S

A N T W O R T   U N D   A B F U H R

A L F R E D   K E R R

L I T E R A T E N   P A R A D I E S

Die faden Fehden um den Weltkrieg

Erscheint in 8 Tagen

Alle Sortimenten, die das gegen Kerr gerichtete Heft der Fackel verkauften, werden diese scharfe Antwort- und Streitschrift leicht und in großer Anzahl absetzen.

Leicht kartoniert 2 Mk. (Z)

Sonderrabatt für Bestellungen vor Erscheinen:

Einzelexemplare 40 Prozent

ab 5 Exemplare 45 Prozent

ab 10 Exemplare 50 Prozent

J. M. S P A E T H   V E R L A G - B E R L I N

In der Neuen Bücherschau, die der Spaeth—Verlag herausgibt (oder herausgab), ist, später, die gleiche Annonce erschienen, mit dem Versprechen:

Erscheint Mitte Oktober

und mit der Nuance, daß die Antwort und Abfuhr nicht »leicht kartoniert«, sondern »steif geheftet« 2 Mk kosten werde. Der Annoncenteil dieses Heftes brachte noch das Lob des Herrn Kerr für den linksradikalen Geschäftsfreund, der im Textteil seine Sache vertrat:

Durchleuchtend und haftend sind seine Kraft und seine Aufrichtigkeit ...

Das betraf ein Buch, das den Titel führt »Und doch kein Friede«. Die Aufrichtigkeit spricht nicht nur aus der Betrachtung des Falles Kerr, sondern insbesondere aus der Fußnote, mit der der Angestellte des Verlags die ihm längst bekannte Neuigkeit vermerkt:

Wie wir bei Redaktionsschluß hören, bringt Alfred Kerr eine Entgegnung »Literatenparadies, Die faden Fehden um den Weltkrieg«

als Broschüre im J. M. Spaeth Verlag, Berlin, heraus. Die Redaktion.

Die Broschüre, die also, spätestens, Mitte Oktober erscheinen sollte, ist bis heute nicht erschienen. Keine faden Fehden um den Weltkrieg, und doch kein Friede! Kein Literatenparadies, aber die Hölle, die ich dem verspäteten Autor heiß mache. Das gesamte Schrift- und Schlieferltum Berlins — insbesondere das zugereiste, das sich dort oberste Entscheidungen in literarischen Dingen anmaßt, aber am liebsten zwischen zwei kurulischen Stühlen zu sitzen kommt — hatte sein endgültiges Urteil darüber, ob der Kerr ein Schuft sei, von dem Erscheinen dieser Broschüre abhängig gemacht, wiewohl in jedem andern Berufskreis selbstverfaßte Dokumente wie die des Kerr, solange sie nicht als meine Fälschung dargetan sind, zur Ächtung des analogen Schuftes ausreichen würden. Jener hatte gedichtet, ein »Fötus« verbreite, »daß du Löffel stahlst«, und obschon ich weit Gravierenderes verbreitet habe, so beruhigt man sich in der Literatur bei der Feststellung, daß kein Diebstahl von Löffeln im Romanischen Café bewiesen ist, ohne freilich auch im gegenteiligen Falle aus dem Häuschen zu kommen, welches nun einmal den Abtritt der Geistigkeit vorstellt. Daß der Alfred Kerr hundertfach der Lüge und schuftigster Denunziation überführt ist, schafft in diesem Bereich keine Mißempfindung, ihn in der Position weiterwirken zu sehen, die ihm eine von meinem Angriff unerschütterbare Macht eingeräumt hat und in der ihn mein Angriff nur befestigen kann. Dessen Erfolg kann einzig in der psychischen Zermürbung des Würdenträgers bestehen, der tiefer als seine Speichellecker den bloßgelegten Widerspruch zwischen Autorität und Nullität empfindet. Daß er die Stigmatisierung klaglos und nun, trotz der Ansage, auch widerspruchslos hingenommen hat, kann ihm in der Schieberwelt, die seinem ästhetischen Diktat gehorcht, keinen sozialen Eintrag tun; aber sie wird es erleben, daß er, der den letzten publizistischen Selbstmord mit Recht gescheut hat, unter ihren anbetenden Augen dahinschwindet in Wehrlosigkeit und in Lächerlichkeit vor sich selbst. Man könnte allerdings fragen, wo und in welcher Balkangegend es möglich wäre, daß ein publizistischer Machthaber den Entschluß, sich seiner Haut zu wehren, auf dem Büchermarkt laut und bis zur steifen Heftung für 2 Mark ankündigt und ohne ein Wort der Motivierung stumm fallen läßt. Denn der Verzicht auf den Richterspruch wiegt nichts im Vergleich zu dem Verzicht auf eine literarische Abwehr, mit deren Versprechen die Gegner eingeschüchtert, die Zweifler beruhigt, die Anhänger ermutigt werden sollten. In Deutschland ist es möglich; in demselben Berlin, in dem ein Vortragssaal auf die Parole gefüllt werden konnte ich hätte die angekündigten Akten zum Fall Kerr nicht erscheinen lassen, nicht ohne daß freilich noch Raum für die Kolporteurs vorhanden war, die mit dem Ruf »Soeben erschienen!« dem Sittengericht der Lumperei ein Ende machten. Wo jedoch dürfte ein kritischer Zwingherr sich noch mit einem tadelnden Sätzchen an Schauspielerexistenzen vergreifen, ohne daß ihm, wenn schon das Podium untertan bleibt, aus dem Parterre die Frage entgeschölle, wann er denn endlich gewillt sei, einem wehrhafteren Anwärter seiner Mißgunst die versprochene Abfuhr widerfahren zu lassen?

Aber es gibt anscheinend kein Abfuhrmittel, das den beklagenswerten Mann, der von mir für alle Zeiten an den Schreibstuhl gebannt bleibt, bewegen könnte, eben dann auszutreten, wenn er es am nötigsten hat. Daraus erklären sich die kleinen Unappetitlichkeiten, die er sich von Fall zu Fall, wenn die Not am höchsten ist, unter irgend einer Nummer des Theaterfeuilletons entgehen läßt, ohne jeden Zusammenhang mit dem Thema, bloß damit man halt nicht sagen könne, er habe mich schon ganz vergessen. Wie schwer er

leidet, zeigt sich aber auch an der ausgesuchten Objektivität, mit der er Personen, die er in irgendeiner Verbindung mit mir weiß, behandelt; nur die sogenannten Prominenten des Theatergeschäfts spekulieren so töricht, daß sie mich, der ich ja allerdings ein Kontreminentar bin, verleugnen zu müssen glauben, während sie doch weiß Gott in dessen Hut geborgen wären, wenn sie Arm in Arm mit mir — vorausgesetzt, daß ich ihn liebe — an den Fenstern der zitternden Autorität vorbeispazierten. Aber sein Leidenszustand drückt sich vor allem in dem Bestreben aus, alle Spuren jenes Drecks zu verwischen, den er in ungehemmteren Tagen produzierte, in jener Zeit, da er weit mehr in den Tumult rief, als die ihm auferlegte Wehrpflicht erfordert hat. Er betont zwar immer wieder den Nonsens, er vertrete nicht alles, was er damals »rief«, aber, »daß er es damals rief«. Trotzdem ist es von Zeit zu Zeit geboten, an ihn die Frage zu stellen, ob er dieses oder jenes Kriegsgedicht geschrieben hat, da man doch, bevor man es ihm zuschreibt, sicher gehen muß, um nicht wie im Fall des Masurengedichts als Verleumder dazustehen. Schon wird ja in Kreisen seiner Verehrer die Version verbreitet, selbst das Rumänenliedchen, zu dessen Autorschaft er sich doch in seinem eigenen Schriftsatz bekannt hat, sei »bloß eine plumpe Täuschung seiner Feinde«. Da er also offenbar auf jede Anfrage der Verehrer eine beruhigende Auskunft erteilt, so müssen auch die Feinde sich das Gefühl der Sicherheit durch direkte Erkundigung verschaffen. Da schickt mir zum Beispiel ein Leser einen vergilbten Ausschnitt aus dem Neuen Wiener Journal, vom Jahre 1917, den er zwischen zwei Seiten seines Tagebuchs aus Frontdiensttagen gefunden hat. Unter dem Titel »Neue Ode von d'Annunzio« heißt es hier:

Alfred Kerr veröffentlicht im 'Tag' die folgende neue Ode.

Aus dieser gewissenhaften Quellenangabe des Neuen Wiener Journals geht zunächst nur mit Sicherheit hervor, daß damals die Identität Gottliebs mit dem Pseudonym Kerr in journalistischen Kreisen unzweifelhaft war bis zu dem Grade, daß der Gottlieb gar nicht mehr genannt wurde. Ein Beweis wäre aber nicht einmal die Unterlassung seines Widerspruchs, und das Neue Wiener Journal hat vielleicht, und mit Recht, ihm auch das Masurengedicht zugeschrieben, ohne daß er sich damals verleumdet gefühlt hätte. Einen Zweifel an der Identität läßt ja der spezifische Humor nicht zu und auch die Druckanordnung garantiert den echten Kerr. Gleichwohl ist es notwendig, ihn von Fall zu Fall wegen der Autorschaft eines saftigen Gottlieb oder Peter, dessen man habhaft wurde, besonders zu befragen. Und so habe er Gelegenheit, zu leugnen, daß das tierische Gedicht gegen d'Annunzio von ihm stammt, welches mit den Versen beginnt:

*Oiwel l'offensiva e stilla.*  
Mi isso lilla!  
La battaglia sta bene —  
Ma erfolghi hama keene.

Da bekanntlich der Dichter gegen die Prolongierung seiner Schmach und zur Verewigung seiner Blamage eine einstweilige Verfügung erwirkt hat, so darf ich ihn nur »zitieren«, muß also eben die Methode anwenden, die er vor der vollständigen Veröffentlichung seiner Schriftsätze so verpönt hatte. Schade um jedes Wort! Es folgen sechs Zeilen von unausschöpfbarem Geblödel. Auf »Buona notte, buona sera« reimt sich, daß es »immer scwera« wird (oder vielmehr »virdia«); auf »un tragicomico scherzo«:

Ritiramo riccoverzo.

»Gewinnamo stufa per stufa«, höhnt der Kulturrepräsentant: vom Isonzo das »andra Ufa« — ohne vor der Vorstellung zu erstarren, daß an diesem und an jenem Ufer tausende von Leichen liegen.

La situazione e acuta,  
*Ma nehmo vollo la snuta.*

Und nun hat dieser Auswurf von einem Blutskribenten die Schamlosigkeit, den eigenen Typus wie folgt zu verhöhnen:

Jo rufo: lieba morto che schiavo!  
Brrravo! Brrraaaavo!  
*So rufono molti scribenti —*  
*(E non sono morti, ma viventi.)*

Der Frontsoldat, der mir das Dokument einsendet, bemerkt:

Sollte das vielleicht eine Anspielung auf d'Annunzios Kriegsdienstleistung bedeuten, so ist sie daneben gegangen. Denn dieser war wirklich Fliegeroffizier. Von Kerr ist mir kein Flug nach einer damals feindlichen Hauptstadt bekannt, er dürfte eher Schulter an Schulter mit unserem Kriegspressequartier gekämpft haben!

Beiweitem nicht. Denn die in dies Quartier gepferchten Schlieferl und Sänger haben sich doch immerhin den Gefahren der Langweile ausgesetzt und haben wenigstens das Erlebnis gehabt, daß sie in panischem Schrecken auseinanderstoben, als der Feind, das heißt ich, eines Nachmittags im Lager erschien, nämlich wegen einer Anfrage in Zensursachen und nicht, wie sie vermuten mußten, um das Feld ihrer kriegsfreundlichen Betrachtung an die Front zu verlegen. Den Flug nach einer feindlichen Hauptstadt hat der Kerr erst im Frieden unternommen, nach Paris, wie man weiß, und sogar nach New York, wo die 'Staatszeitung' (5. Dezember 1928) von ihm ausgesagt hat:

... kam nach dem Kriege nach Amerika, *suchte sich hier bei den schlimmsten Deutschenhetzern anzubiedern* und schrieb im Berliner Tageblatt den größten Unsinn über Amerika, der je in einer deutschen Zeitung erschienen ist.

Alles natürlich im Dienste der Völkerverständigung, nach der er immer schon ausgelugt hatte. Den Schluß der Ode an d'Annunzio bildet der Reim, »un troosto« komme von »Londra« —

aha keen besondra,

Und auf:

*Cadorna kriego una waace*

ruft er noch »la pace!!!« Den hat er sich nach ungeheuren Opfern erkämpft; wie man sieht, sogar mit einem sacrificio dell'intelletto, worauf man in der

Gottliebweis nur das Gfretto reimen müßte, das er heute mit mir hat, der ihn fragt, ob er der Autor dieses Gedichtes sei.

Aber die arme Seele, die so schwer leidet, seitdem ich keinen Frieden geben will und immer wieder die Kriegsgespenster heraufbeschwöre, sie glaubte sich die pazifistische Ruhe, die sie braucht, um jeden Preis verschaffen zu müssen. Und so verfiel er denn auf das Tollste, was zu ersinnen war und womit dem Hexenkessel erst der Boden ausgeschlagen wurde. Der Gottlieb hat ein Antikriegsgedicht verfaßt! Ein richtiggehendes Antikriegsgedicht. Wer's nicht glaubt — und nichts ist mir ja zu glauben, was heute geschieht —, kann es im Berliner Tageblatt vom 26. Januar nachlesen; dem wird man's glauben. Ich darf gemäß der gegen mich erwirkten einstweiligen Verfügung und im Sinne des deutschen Urhebergesetzes weder ein Kriegsgedicht noch ein Friedensgedicht Gottliebs vervielfältigen und gewerbsmäßig vertreiben, das heißt in extenso abdrucken; ich darf nur das sogenannte Kleinzitat anwenden. So soll es denn wieder klein, aber fein sein. Er war vom deutschen Arbeiter—Sängerbund — denn die Sozialdemokraten wissen immer, an wen sie sich in Kulturdingen zu wenden haben — gebeten worden, zu einer alten Spottmelodie »für die deutschen Arbeiter heutige, will sagen heutigültige Worte zu dichten«. — Und die deutschen Arbeiter beschlossen nicht lieber, die deutsche Arbeit niederzulegen, als von dem der Kriegshetze und der vaterländischen Denunziation Überwiesenen »das folgende Spottlied, 'Krieg' betitelt« anzunehmen:

Ich armer Sohn einer Mutter,  
Es will mir nicht in den Sinn,  
Daß ich Granatenfutter  
Im Schützengraben bin.

Da meint er aber nicht sich.

Ich trug ja kein Verlangen  
Nach Menschenmord und Graus;

Da kann er gleichfalls nicht sich meinen, denn er trug ja Verlangen.

Ihr habt es angefangen,  
Der Kuli badet's aus.

Wie? Deutschland hat angefangen? Und wer hat denn mitgemacht und das Stahlbad gepriesen, das der Kuli ausbaden muß? Der die Stirn hat, jetzt zu reimen:

Es stob und wob uns allen  
Ein Wort in Herz und Haupt:  
»Das Reich ist überfallen«;  
Wir haben dran geglaubt.

Wir? Die die sechshundert Gottlieb—Gedichte gelesen haben! Von denen heißt es jetzt, wer »bei Hagelschüssen den Blut—Tribut, gezollt,« der habe »dran glauben müssen, auch wenn er nicht gewollt«. Er wurde eben vom Kuli der Scherlplantage hineingepeitscht, der nun die Frechheit hat, sich mit dem Opfer zu verwechseln:

Die uns zum Vormarsch trieben,  
Die lachten der Gefahr,  
Wo sind sie nur geblieben,  
Als plutze Kehraus war?

Sie wurden Friedmenschen. Sie öffnen das Mündchen zu der Frage, wer habe »sich mäuschenstille nach Holland hin gedrückt« und wer sei »mit blauer Brille nach Schweden ausgerückt«. Sehr einfach zu beantworten: die, denen die Gottliebs die geistige Arbeit besorgt haben. Einfach, aber unvorstellbar wie alles:

Das lag meiner guten Mutter  
Beileibe nicht im Sinn,  
Daß ich Granatenfutter  
Im Mordgemetzel bin.

Die gute Mutter war eben durch die gegenteilige lyrische Parole um den Sinn gebracht, der ihr verwehrt hätte, ihren Sohn so argem Tun und Leiden zu überlassen, ja, sie war durch die Lektüre in den Wahn versetzt, mit der Opferung ihres Sohnes ein Werk zu tun, das Gott lieb war. Als Scherls Hausdichter mit Entsetzen Spott trieben, wurden Weiber zu Hyänen. Jetzt, da sich das Blatt gewendet hat, wird an das Muttergefühl appelliert. Denn:

Der Mensch wird klug mit sachten.  
Wir wurden hart wie Stahl.  
Wir lassen uns nicht schlachten  
Versucht es noch einmal!

Ja, klug waren die, die nach dem Mordgemetzel von Scherl zu Mosse übergangen. Aber alle ändern werden bei nächster Gelegenheit sich wieder vom lyrischen Ruhmfusel berauschen lassen. Das Individuum, das sich, als plutze Kehraus war, entschlossen hat, mit plutze Kehrum auf jene allgemeine Amnesie zu spekulieren, die seine fünfhundert Anpeitschungen zum Mordgemetzel ungeschehen machen werde, hat die Stirn, unter Numero IV zu schreiben, es sei »ein politisches Anknüpfen an ehrwürdig deutschen Bestand«. Der Denunziant und anonyme Gesinnungsparasit des Tiroler Antisemitenbundes nennt es »Auffrischungen eines ... nicht völkischen, doch volklichen Besitzes«. (Die drei Punkte sind von ihm.) Der Tischfreund der ungarischen Regierung, der Besudler des ermordeten Karl Liebknecht, der lyrische Bedienstete der völkischen Firma, der millionenfachen Arbeitertod in Haß— und Scherzreimen besungen hat, wagt die Wendung:

Wobei für Arbeiterchöre die betagte heimatliche Spottmusik nicht nur einen Sinn, sondern *eine Gesinnung bekommt*.  
Wie damals. Wichtiger als damals.

Alfred Kerr

Er denkt an Stimmungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Doch er möchte die vom vierjährigen vergessen machen. Und aus dem dreißigjährigen mit mir hat er »sich mäuschenstille gedrückt«. Aber weil ich kein Ausrücken, nicht mit blauer Brille und nicht mit blauem Auge, zulasse; weil ich weder den Weltkrieg noch die faden Fehden vergessen habe; weil ich fix, prompt und stramm, nach dem Programm, arbeite und mich jeder gegebenen Konjunktur lyrisch anpasse, so habe ich mich bereit gefunden, der Spottmusik, die ihrer selbst spottet und weiß nicht wie, die Gesinnung unterzulegen, die ihr zukommt, und dem größten Schuft und Feigling im ganzen Land, der so komplett die kriegerische wie die polemische Wehrpflicht verleugnet, die Antwort und Abfuhr zu gewähren, die er mir schuldig blieb:

## *Krieg*

Ich armer Leser der Pressen  
    Es will mir nicht in den Sinn,  
Daß man so schnell vergessen  
    Den Kerr vom Kriegsbeginn.  
Ich trug ja kein Verlangen  
    Nach Menschenmord und Graus;  
Als Gottliebs ihn besangen,  
    Wuchs mir's zum Hals heraus.

Es stob und wob uns allen  
    Der Scherl'sche Dreck ins Haupt,  
Daß ihm der Krieg gefallen,  
    Wir haben es geglaubt.  
Und wer bei Hagelschüssen  
    Den Blut—Tribut gezollt,  
Der hat dran glauben müssen;  
    Der Scherl hat es gewollt.

Die uns zum Vormarsch trieben,  
    Die lachen ihrer Schuld.  
Der Kerr, zurückgeblieben,  
    Rief stramm in den Tumult.  
Ubi bene, patria ibi:  
    Bei Scherl schi er den Mist.  
Bei Mosse zum Alibi  
    Ist er prompt Pazifist.

Wie je nach den Interessen  
    Sich wendet fix der Sinn:  
Dafür hat man die Pressen;  
    Das preist man in Berlin.  
Dort sprt man nicht die Schande,  
    Wie anders heut es ruft.  
*Man lauscht im ganzen Lande*  
    *Dem allergrsten Schuft!*

---

## Glossen und Notizen

München, Steinicke—Saal, 8 Uhr  
(Veranstalter Max Bunzl)

1. März:

I. Offenbach—Renaissance (mit Vorbemerkung). — Lied des Schwarz—Drucker. — Definitionen. — Briefwechsel mit Cossmann. — Epigramme: Im Zeichen des Kreuzes; Zum Geburtstag der Republik; Zeitkunst; Goethe und Hofmannsthal. — Hofmannsthal—Film. — Faschings]eben 1913. — Das Ehrenkreuz. — Das Schober—Lied (wiederholt).

II. Vorwort (aus Nr. 546 — 550). — Szenen: Generalstäbler am Telefon / Hauptmann im Landesverteidigungsministerium / Bei Udine / Erzherzog Friedrich / Kerr am Schreibtisch. — Der größte Feigling im ganzen Land.

III. Die Raben. — Reklamefahrten zur Hölle.

Begleitung: Eugen Auerbach.

\*

### BRIEFWECHSEL MIT COSSMANN

An den

Verlag »Die Fackel«  
*Propaganda—Leitung*

München, 12. Dez. 1928

Sehr geehrter Herr *Kollege!*

*Es scheint*, daß die Rechtshandhabung überall an Ansehen verliert; vor allem sind es die großen Aufgaben des Wirtschaftsrechts und Völkerrechts, deren Behandlung oft ein geradezu klassisches Bild juristischer Unsicherheit verrät. Das zeigte uns, um nur ein Beispiel aus neuester Zeit zu nehmen, mit aller Deutlichkeit der Eisenkonflikt. Ferner sei an die Erörterungen über die *Todesstrafe* erinnert und an den daraus sich entspinneenden erbitterten Meinungskampf, der immer *an das Grundsätzliche rührt*. Die Frage:

*Krisis der Justiz?*

ist deshalb nur zu berechtigt. Wegweisend haben die Süddeutschen Monatshefte dem ersten Heft des neuen Jahres dieses Thema eingeräumt. Das Heft wird überall in Deutschland Aufsehen erregen; dafür bürgt schon die Behandlung hochaktueller Einzelprobleme, die, wie Sie aus beiliegendem Inhaltsverzeichnis ersehen können, zu einer außergewöhnlichen Verbreitung des Heftes in allen Bevölkerungsschichten, namentlich in Juristenkreisen, beitragen werden.

*Eine solch günstige Werbegrundlage werden Sie sich wohl nicht entgehen lassen wollen*. Wir empfehlen ihnen daher, sich diesen ausgedehnten Interessentenkreis auch für das in Ihrem Verlag erschienene Werk

*Sittlichkeit und Kriminalität*

zu erschließen. Unser hoher *Kollegenrabatt* von 30 % erlaubt Ihnen auch bei geringeren Mitteln eine *gewinnbringende Beteili-*



gung in dieser Sondernummer. Genaue Preisangabe finden Sie am Schlusse des Inhaltsverzeichnisses.

Bei baldigem Entschluß können wir Ihnen noch einen *Vorzugsplatz* ohne jeden Preisaufschlag zukommen lassen. Wir bitten deshalb um ihre umgehende Stellungnahme.

Anlage

*Mit kollegialem Gruß*  
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.  
Verlag.

Der Wegweisung der Süddeutschen Monatshefte wurde die folgende Wegweisung der Fackel zuteil:

An die

Süddeutschen Monatshefte

Wien, 14. Dezember 1928

Daß Sie die Fackel nicht kennen und deshalb vermuten, sie habe eine »Propaganda—Leitung« (an die Sie Ihre Zuschrift richten), nimmt uns nicht wunder. So viel aber müßten Sie doch schon vom Hörensagen oder aus dem Werk selbst, das Sie annonciert wünschen, in Erfahrung gebracht haben, um zu wissen, daß sie eine Propaganda, wie Sie ihr sie vorschlagen, für sich wie für die Zeitschrift, die diese besorgt, auf das äußerste perhorresziert. Sie beginnen ihr Bittgesuch um eine Annonce mit den Worten: »Sehr geehrter Herr Kollege! Es scheint, daß die Rechtshandhabung überall an Ansehen verliert«. Das scheint uns auch; aber daß dieser Umstand uns bestimmen sollte, eine Handhabung des Geistes, die noch weit mehr an Ansehen verliert, in den Praktiken, die dazu geführt haben, zu unterstützen und daß wir Ihre Bemühungen, durch ein Sonderheft der »Krisis der Justiz« abzuhelfen, mit einem Inserat lohnen müßten, sehen wir nicht ein. Sie meinen, »eine solch günstige Werbegrundlage« werden wir uns »wohl nicht entgehen lassen«. Doch! Wir werden die Chance von »Erörterungen über die Todesstrafe« zu *keinem* Inseratauftrag benutzen. Wenn Sie sich bei der Vorbereitung eines Heftes, das der Krisis der Justiz gewidmet ist, an das Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« erinnert haben und finden, daß ihm in einem solchen Rahmen ein Platz gebühre, womit Sie gar nicht so unrecht haben, so bleibt es Ihnen ja unbenommen, einen Artikel darüber zu bringen. Aber daß der Autor sich an der Gelegenheit materiell beteiligen soll, ist eine starke Zumutung, die er ablehnt, obwohl ihm sogar ein Vorzugsplatz winkt. Er macht also von dem »Kollegenrabatt« von 30% — wohl der einzigen Gunst, die ihn mit Ihnen verbinden könnte — keinen anderen Gebrauch als den der Gelegenheit, Ihnen etwas über publizistische Moral zu sagen, was gleichfalls »an das Grundsätzliche rührt«. Wenn wir über das Wesen Ihrer Zeitschrift nicht schlechter unterrichtet sind als Sie über uns, so vermuten wir, daß die 'Süddeutschen Monatshefte' deutschnationalen Charakter haben. Die wiederholten Versuche, dessen rassenmäßige Reinheit zu bestreiten, dürften durch Ihr Angebot einer »gewinnbringenden Beteiligung«, die Ihnen Gewinn bringen soll, Nahrung erhalten. Jetzt, wo Sie dem vielverheißenden Vorbild

Mosses folgen, wird man anerkennen, daß die seinerzeit in der Fackel glossierte Arierfrage »Warum verdient der Jude schneller und mehr Geld als der Christ« ihnen kein Problem mehr bedeutet. Für alle Fälle möchten wir Ihnen aber eine Sorge, die uns beim Lesen Ihrer Zuschrift beschlichen hat, nicht verhehlen. Diese ist offenbar ganz individuell an uns gerichtet, indem sie sich ja auf das Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« bezieht. Da Sie aber nicht allzuvielen Kollegen haben dürften, die zugleich Autoren von Werken sind, deren Eignung für den Rahmen ihrer Sondernummer in Betracht kommt, so fürchten wir, daß die Erörterung über die Todesstrafe Ihnen außer dem ethischen Nutzen nur einen geringen materiellen Gewinn eintragen dürfte. Wie immer dem sein mag, jedenfalls haben Sie sich bei uns an die unrechte Adresse gewandt. Wir möchten Sie aber schließlich bitten, in dieser Ablehnung keine Parteinahme zugunsten Thomas Manns zu erblicken, zu dessen Polemik mit ihrem Herrn Professor Cossmann wir im Gegenteil die streng unparteiische Ansicht vertreten, daß beide Teile den Kürzeren gezogen haben. Indem wir Ihnen den kollegialen Gruß, den Sie uns entbieten, zurückgeben, zeichnen wir

Der Verlag der Fackel

\*

Vorbemerkung:

Zu meinem ersten Wiener Vortrag von Offenbachs Pariser Leben März 1927 habe ich den Aufsatz »Offenbach—Renaissance« geschrieben. Er diene als Vorwort zu dem morgigen Vortrag; er ist aktuell, denn man wird erkennen, wie er von der Theaterpraxis Wort für Wort unbeachtet blieb.

2. März:

Pariser Leben.

Auf dem Plakat stand die Parole »Zu Ehren Offenbachs«. In ihrem Sinne wurden — nebst den überall (in München wie in Berlin und Hamburg) begehrten, alten und neuen Schober— und Kerr—Strophen — zu dem besonderen Anlaß (S. 28 {21}) einige gebracht, die in der folgenden Reihe enthalten sind.

Bahnhofszene:

*Gondremark*

Um mir die Baker anzusehn,  
Das schöne nackte Negerkind,  
Da möchte ich nach München gehn,  
Woselbst noch andre Schwarze sind.

*Joseph*

Doch zeigen die sich niemals nackt,  
Drum ward das Gastspiel abgesagt.

*Gondremark*

Ja sagen Sie, warum denn nur?

*Joseph*

Zum Schutz der eigenen Kultur!

*Baronin*

Das find' ich äußerst ennuyant:  
Man nimmt am Nackten Ärgernis  
Am Isar— wie am Donaustrand,  
Da leb' ich lieber in Paris.

*Joseph*

Madame, der Zustand ist bekannt,  
Die Gründe liegen auf der Hand.  
Man ist gewohnt, hier wie in Wien —

*Baronin*

Die Fremden selber auszuziehn.

*Gondremark*

Ich möchte ins Theater gehn,  
Doch fürcht' ich, die Regie hilft nach.  
Ich möcht' »Pariser Leben« sehn,  
Doch von Meilhac und Offenbach.

*Joseph*

Mein Herr, und wenn Sie mich jetzt lynchen,  
Ich mein' es gut, gehn Sie nach München.  
Man braucht doch *Luft*, die Kunst ist fad,  
Das Leben ist ein Riesenrad.

*Baronin*

Ich fürchte bloß, und mir tät's leid,  
Gelitten hat das alte Stück.  
Die »leichte Angelegenheit«  
Entbehrt, so hört man, der Musik.

*Joseph*

Ich bitt', Madame, nicht diesen Ton,  
Es ist von Scher und Salomon.  
Es dreht sich alles und hernach —

*Baronin*

Im Grab sogar der Offenbach.

*Couplet des Gondremark:*

Die Zeitung sagt, daß meine Strophe  
Den Offenbach'schen Stil zerreißt,  
Des Geist doch selbst Napoleons Hofe  
Den zeitgerechten Hohn erweist.  
Das lass' ich mir nicht zweimal sagen,  
Da spür' ich gleich des Zeitgeists Näh'.  
Um mich an heut'ge Macht zu wagen,  
Setz' fort ich Offenbachs Couplet.  
Nein, dieser Einwand schüchtert mich nicht ein,  
Nein, dieser Einwand schüchtert mich nicht ein,  
Nein, dieser Einwand schüchtert mich nicht ein,

Da wird was zu erneuern sein!

Nein, dieser Einwand schüchtert ihn nicht ein,  
Nein, dieser Einwand schüchtert ihn nicht ein,  
Nein, dieser Einwand schüchtert keineswegs ihn ein,  
Da wird was zu erneuern sein!

*Tiroilenne:*

Heut hier in dem Saal  
Hat die Presse was versäumt,  
Denn es hat ihr einmal  
Von einem Traumstück geträumt.

Ich nehm' in München in keinem Falle  
Mir ein Blatt vor den Mund.  
Ich glaube, Sie alle,  
Sie kennen den Grund.

Mögen die Ältesten immer  
Sich journalistisch erdreisten,  
So sind doch weit schlimmer  
Und dümmer die 'Neusten'.

Ich kann den Cossmann gut leiden  
Und bleib' dem Mann doch gewogen.  
Es hat jeder von beiden  
Den Kürzern gezogen.

Wann käme zu Rande,  
Wer die Schande beruft?  
Der Größte im Lande  
Ist leider ein Schuft!

Man spielt Offenbach in allen Stilen  
Man erweist ihm viel Ehr'.  
Man kann mit ihm auch spielen  
Vater leih mir den Scher.

Ich such' mir kein' Vurteil,  
Ich verfolg' keinen Zweck.  
Mein salomonisches Urteil:  
Das Stuck is ein Dreck.

Den Offenbach tun s' geben,  
Da man nach München mich ruft.  
Ich sing' Pariser Leben  
Und red' in die *Luft!*

4. März:

*Die Briganten.*

Begleitung am 2. und am 4., Georg Knepler.

\*

An den Mitdirektor des Schauspielhauses und Rechtsanwalt Adolf Kaufmann ist das folgende Schreiben gerichtet:

Wien, 7. März

Hochgeehrter Herr Kollege!

Herr Karl Kraus hat sich bei mir nach der juristischen Sachlage, die ihm durch die »Bearbeitung« von »Pariser Leben« des Herrn Peter Scher gegeben schien, erkundigt, und ich vertrete nach deren Vergleichung mit dem Text von Carl Treumann die Ansicht, daß jedenfalls gegenüber einem Versuch, jene an einer österreichischen Bühne zur Aufführung zu bringen, ohne daß der Autor des wengleich vielfach mißhandelten, so doch deutlich erkennbaren deutschen Urtextes genannt würde, der § 46 des österreichischen Urheberrechtes zur Anwendung gelangen müßte, der da lautet:

»Wer in der Absicht, zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkehr zu setzen, oder wer wissentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insofern nicht strengere Bestimmungen des Strafgesetzes eingreifen.«

Das deutsche Urhebergesetz scheint keine ähnliche Statuierung zu enthalten, und Sie, sehr geehrter Herr Kollege, werden unschwer feststellen können, ob etwa ein anderes Gesetz oder die »Pariser Konvention« für diesen Eingriff in ein »Pariser Leben«, der kein materielles Urheberrecht mehr verletzt, der irreführenden Theaterleitung eine analoge Möglichkeit der Schadloshaltung — falls sie diese anstrebt — an die Hand geben würde. Für Österreich steht der Fall außer jedem Zweifel; in der Fülle der Stellen, die klar dartun, daß Herr Scher unter Vorgabe, das französische Original zu bearbeiten oder zu modernisieren, einfach das materiell schutzlose Treumannsche Geistesgut übernommen hat, wäre die wörtliche Benützung der klassischen Metella—Arie allein ausreichend, um die Anwendung jenes Paragraphen zu rechtfertigen, freilich aber zugleich das Bedauern, daß er nicht den ganzen Text abgeschrieben, ihn vielmehr durch eigene Verse von unsäglicher Banalität verunreinigt hat.

Zu diesem Punkt einer geistigen Anfechtung, die sich sowohl auf den Text wie noch weit mehr auf die entehrte Musik Offenbachs bezieht, möchte Herr Karl Kraus auf das im Gespräch mit Ihnen, sehr geehrter Herr Kollege, berührte Problem einer Wiedergutmachung zurückkommen. Sie glaubten die Möglichkeit einer solchen darin erblicken zu können, daß an einer Ihrer Bühnen etwa die »Briganten« in der dem Textbearbeiter vorschwebenden Gestalt zur Aufführung gelangten, und Herr Karl Kraus hat sogleich er-

klärt, daß er eine solche Erstattung der Ehre, die dem von ihm gefeierten Genius sicherlich gebühren würde, nicht für die beiderseits und allseits gewünschte Wiedergutmachung halten, daß diese nur an dem mißhandelten Werk selbst erfolgen könnte und jede Heranziehung eines anderen Werkes, an dem er als Mitarbeiter oder Autor beteiligt sei, bloß die widerwärtige Mißdeutung zuließe, als ob eben damit seine Aversion gegen das Geschehene aufgehoben wäre. Herr Karl Kraus legt den größten Wert darauf, noch einmal in aller Form zu erklären, daß solches einzig durch die Rehabilitierung des edlen Kunstwerkes »Pariser Leben« in der musikalischen und textlichen Originalform bewirkt werden könnte. Er möchte aber seine mündliche Erklärung, wonach von einer Überlassung irgendeines Offenbach—Textes, an dem er autorrechtlich mehr beteiligt ist als an der Revision von »Pariser Leben«, heute so wenig die Rede sein könnte wie von der Überlassung irgendeines seiner eigenen Werke, noch ergänzen. Wenn die schöne und einer gerühmten Regie würdige Tat der Wiederherstellung von »Pariser Leben« erfolgen und das Theater sich der von Herrn Karl Kraus besorgten Revision, die nachweisbar eine Erneuerung und Werterhaltung zugleich vorstellt, bedienen sollte, so würde er, um jeden Zweifel (als verträte er ein persönliches Autorinteresse) auszuschließen, die Bestimmung treffen, daß zwar der Name Treumann, aber nicht sein eigener angeführt werde (etwa: »in revidierter Übersetzung von Carl Treumann«), und in weiterem Gegensatz zum gegebenen Fall: daß der Betrag der Tantiemen eben dem wohltätigen Zweck zufalle, dem von moralwegen und wahrscheinlich auch von rechtswegen Herr Peter Scher seinen Gewinn aus fremdem Geistesgut abzutreten hätte.

Dieses Schreiben verfolgt keineswegs den Zweck, Ihnen, sehr geehrter Herr Kollege, eine künstlerische und ethische Entschlie-ßung, der vielleicht die Bedingtheit der Verhältnisse widerstrebt, naheulegen, sondern nur die Absicht, den allerdings unbedingten Standpunkt des Herrn Karl Kraus für Auffassung wie Bühnenpraxis des Falles »Pariser Leben« klarzustellen.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichen kollegialen Hochachtung

Dr. Oskar Samek.

München, 8. April

Hochgeehrter Herr Kollege,

mit besonderem Dank bestätige ich Ihre Zuschrift vom 7. März 1929. Ich habe das Schreiben natürlich Herrn Falckenberg zur Kenntnis gebracht.

In vorzüglicher kollegialer Hochachtung

Kaufmann.

---

Architektenvereinsaal, 10. März, ½ 8 Uhr:

*Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein*

Mit neuen Strophen des Generals Bumbum und des Prinzen Paul

Begleitung: Georg Knepler.

Auf diesem und den folgenden Programmen:

Ein Teil des Ertrags fällt der Steuerbehörde zu, da für die durch Jahre wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse nachträglich die Steuer gezahlt werden muß.

Programmnotiz:

Die Hakenkreuzler sind doch die Besten. Man kann von ihnen totgeschlagen werden, aber man lacht. Einer, der über die Beziehungen des Autors der »Unüberwindlichen« zu Castiglioni unterrichtet ist und auch über die Protektion beider Interessenten durch die Presse Bescheid weiß, enthüllt im 'Stürmer' (Nürnberger Wochenblatt zum Kampf um die Wahrheit, Herausgeber Julius Streicher) — die Sperrungen sind dem Original entnommen — wie folgt:

Ein neues Mittel zur Verherrlichung der *jüdischen Rasse* und zur Herabsetzung der Nichtjuden ist der »*Schlüsselroman*«. Ein Jude Karl Krauß tritt demnächst mit dem Drama »Die Unüberwindlichen« vor die Öffentlichkeit. Der »Held« des Stückes ist der jüdische Großschieber und Finanzbandit *Castiglioni Camillo*, der unter dem Decknamen *Commillioni* gespielt wird. Die *Judenpresse* wird bei den Erstaufführungen durch ihre »Kritiker« dafür sorgen, daß für den *Rassegenossen*, der demnächst zur Vertrustung der deutschen *Automobilproduktion* nach Deutschland übersiedeln wird, entsprechende *Reklame* gemacht wird.

Details mögen nicht stimmen, aber der Kern wäre erfaßt.

\*

Ob die Christlichsozialen nicht vielleicht doch ebenso gut sind? Ein Hakenkreuzler, auch ein Nürnberger, hatte anlässlich der Münchner Aufführung des Traumstücks geschrieben, der Autor gehöre »einem teilweise syphilitisch verseuchten Kreise« an, in dem geschlechtliche Ansteckung von Frauenspersonen alle Tage Übung sei. Das Nürnberger Gericht erster Instanz sprach — vielleicht mit Berücksichtigung des Zugeständnisses, daß der Kreis nur *teilweise* syphilitisch verseucht sei — den Kritiker frei, da er in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe: offenbar weil er die Frauenspersonen warnen wollte. Die zweite Instanz fand dieses ethische Motiv nicht gegeben, sondern verurteilte den Angeklagten, und die dritte hat die Verurteilung nunmehr bestätigt. Das schien ihnen also denn doch nicht zu gehen. Durch den Freispruch des Zeichners George Grosz ist nun diese Justiz der berechtigten Interessen von Hakenkreuzlern, der einstweiligen Verfügungen für Kriegslýriker und der fahrlässigen Falscheide im Allgemeinen vollends für eine Woche rehabilitiert worden. Nur die 'Reichspost' ist mit ihr, gerade wegen dieser Unterbrechung ihrer Praxis, unzufrieden und hat das schwere Unrecht, das mit dem Freispruch des Gotteslästerers, und insbesondere mit der Begründung des Freispruches, der Christenheit zugefügt wurde (die den Segen über Giftgase schmerzlos erduldet hat), durch eine gelungene Parallele zum Ausdruck gebracht. Sie schrieb wörtlich:

... Aber hier gibt es auch für den Künstler Grenzen, die er nicht überschreiten darf. Vor allem jene Grenzen, die durch das Gesetz der Ehrfurcht vor Göttlichem und Erhabenem gezogen sind. Was würde der Zeichner Groß dazu sagen, wenn ein ihm feindlicher Kollege den geschmacklosen Einfall hätte, etwa seine Mutter oder

wer ihm sonst das Teuerste ist, karikaturistisch zu verzerren, und so »symbolisch« ihn (Groß) selber zu verspotten? Als vor einiger Zeit in Wien *Bekessys* »Stunde« in ihrem *Kampfe* gegen den Schriftsteller *Karl Kraus* dessen Jugendbildnis in übler Verzerrung brachte, reagierte der *Verspottete* in Artikeln flammendster Entrüstung und mobilisierte die Gerichte gegen den Attentäter, bis dieser *den Frevel* durch ein richtiggestelltes Bild sühnen mußte. Und alle anständigen Kreise haben damals mit diesem Ausgang der Affäre durchaus sympathisiert. *Aber das Bild des gekreuzigten Gottmenschen soll gegen den Zugriff eines symbolebedürftigen Spötters ungeschützt bleiben müssen?* Wenn nächstens ein zweiter *Bekessy* für seine Technik der *Verspottung* vor Gericht den Freispruch des Zeichners *Groß* — »Es gilt, die Kunst vor den Mißverstehenden zu schützen« — reklamieren würde, welche Verlegenheit für die Linkspresse, die keine göttliche Majestät gelten läßt und für jede Blasphemie die Entschuldigung der »Kunst« hat, aber bereitwilligst *der beleidigten irdischen Majestät etwa eines Schriftstellers die Unantastbarkeit zuerkennt!*

Die Stupidität des Gedankenganges ist labyrinthisch. Die 'Reichspost' hat sich damals zwar nicht sonderlich strapaziert, die Sympathie der »anständigen Kreise« — denen ich den *Bekessy* von ganzem Herzen zurückwünsche — zum Ausdruck zu bringen, aber sie hat von dem Meister der Kunst, Sachverhalte durch Tonfälle zu fälschen, profitiert. Natürlich trifft sie's aus purer Dummheit. Von der Verzerrung eines photographischen Sachverhalts ist sie — da sie, die »Artikel flammendster Entrüstung« weniger verstanden hat als den »Kampf« des Herrn *Bekessy* mit einem Satz im Problem der künstlerischen Karikatur. Als ob *George Groß* ein vorhandenes Christusbild unter der Fiktion, daß er das Original wiedergebe, verschmiert hätte. Oder: als ob ich beim Gericht Schutz des Rechtsguts der Ehre oder gar der Heiligkeit gesucht und erlangt hätte. Zur Anerkennung eines photographischen Sachverhalts als einer berichtigbaren Tatsache habe ich die Justiz wohl gebracht. Leider hält sie noch nicht so weit, daß man auch der Verschmierung geistiger Sachverhalte mit dem § 23 begegnen könnte. Lüge in Wort und Bild läßt sich berichtigen, Dummheit noch nicht; mit der kämpfen die ungeschützten Götter selbst vergebens..

\*

Programmnotiz:

Berlin, den 1. März 1929

Herrn

Karl Kraus

Wien

Verehrter Herr!

Wir erlauben uns, Ihnen den Aufruf *Barbusse'* zum Internationalen Antifaschisten—Kongreß und die bisherigen Nummern unseres *Bulletins* mit dem Ersuchen zu übersenden, Ihre hochgeschätzte Zustimmung zum Kongreß geben zu wollen und sich der Initiative anzuschließen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —



An das Sekretariat des Internationalen Antifaschisten—Kongresses

Sehr geehrter Herr!

An der »Zustimmung« des Herausgebers der Fackel »zum Kongreß« wäre ja unter keinen Umständen zu zweifeln, aber ihre ausdrückliche Eintragung ist leider durch eine alphabetische Nachbarschaft unmöglich geworden. Da Sie nicht zu wissen scheinen, wer als Zustimmer und, wie es heißt, als Redner neben Barbusse die antifaschistische Sache vertritt, so senden wir Ihnen die auf diesen Umstand bezüglichen Dokumente noch einmal, deren erste Sendung bereits die Antwort auf die durch die Rote Hilfe übermittelte erste Einladung war. Der Herausgeber der Fackel würde jeden Hilferuf zur Rettung eines von der Gewalt unmittelbar bedrohten Menschenlebens ohne Ansehen der Mitrufenden unterstützen. Ein *Bekanntnis* gegen die Gewalt, das er im eigenen Wirkungskreis unmißverständlich dokumentiert, wird er nie an der Seite Ihres emeritierten Sängers ablegen, weil er nicht gewillt ist, es zum Spott des Feindes werden zu lassen. Er trüge auch Bedenken, Schulter an Schulter mit Herrn Mussolini gegen den Alfred Kerr zu demonstrieren.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Der Verlag der Fackel

---

Ebenda, 14. März, ½ 8 Uhr:

*Offenbach—Blaubart.*

Das Höflingslied des Grafen Oskar mit neuen Zeitstrophen.

Begleitung: Georg Knepler.

Auf dem Programm:

#### ANTWORT AN ARBEITERVEREINE

12. März 1929

Sehr geehrte Herren!

Wir danken Ihnen für ihre wiederholte und am 7. März erneuerte ehrende Einladung, insbesondere für den Ausdruck Ihrer Überzeugung, daß »eine Vorlesung am Weltfeiertag des Proletariats die größte Freude bei der Arbeiterschaft auslösen wird«. Wir können Ihnen nur mit der Versicherung antworten, daß es die größte Freude des Herrn Karl Kraus wäre, auch an jedem andern Tag vor der Arbeiterschaft zu lesen, und daß er vor keinem anderen Auditorium lieber als vor diesem liest. Leider ist ihm aber solche Freude verwehrt, solange eine sozialdemokratische Veranstaltung, die dieses ihm so erwünschte Auditorium versammelt, nicht den Auffassungen, die das Zentralorgan der Partei in der letzten Zeit von seinem Wesen und Wirken der Arbeiterschaft vermittelt, vernehmlich und unmißverständlich widerspricht. Da es Ihnen, wiewohl Sie »die Wahl des Themas« ausdrücklich ihm überlassen, wohl nicht erwünscht wäre, daß der Vortragende den Hörern die ihm unerläßlich scheinende Aufklärung über die an ihm verübten Wahrheitswidrigkeiten wie insbesondere über die Verletzung der Ehre selbstloser Mitkämpfer erteilt, er sich aber bei der Wahl des

Themas keiner Zensur unterwerfen könnte, so bliebe nichts übrig, als daß der Veranstalter selbst den Widerspruch zwischen der Freude der Arbeiterschaft, Herrn Karl Kraus zu hören, und der Haltung des Zentralorgans, das sie doch anders zu beeinflussen sucht, eindeutig feststellt. Und zwar so, daß die Unwirksamkeit eines Einflusses, der der Wirkung des Vortrags sicherlich nicht im Wege stehen könnte, vom Vortragenden aber doch als Hindernis empfunden wird, ein für allemal besiegelt erscheint, indem an die zuständige Adresse erklärt wird, daß »Auseinandersetzungen«, die mit so geringem Aufwand von Wahrheitsliebe unternommen werden, an der Stellung der Arbeiterschaft zum Wirken des Herausgebers der Fackel so wenig ändern können, wie an seiner Stellung zur Arbeiterschaft.

Mit dem Ausdruck, der vorzüglichsten Hochachtung  
Der Verlag der Fackel

als Verwalter der Vorlesungen Karl Kraus

\*

#### EMPFANG DER KOLPORTEURE DES SCHOBER—LIEDS AUF DEM POLIZEIKOMMISSARIAT

Staatsanwaltschaft Wien I  
St I 96/29

An Herrn

R. A. Dr. Oskar Samek  
noe Karl Kraus

Die Staatsanwaltschaft Wien I findet keinen Grund zur Verfolgung der Unb. Täter wegen Verbr. des Mißbrauches der Amtsgewalt aus Anlaß der von Ihnen gegen dieselben eingebrachten Anzeige. Hiervon werden Sie gemäß § 48 Zahl 1 St. P. O. verständigt.

Staatsanwaltschaft Wien I  
am 6. III. 1929  
Unleserlich

\*

#### OFFENBACH UND DER TROGLODYT

Eine Geschichte, wie die orpheusartige Macht dieser Lyra Bestien bezwang und Troglodyten bezauberte. Als eben das Schober—Plakat erschienen war und in sämtlichen Bezirken Wiens Säbelklingen am Papier dem Wunsch, daß er abtrete, deutlich widersprachen — zugleich mit jenen Weisungen, wie sie die bodenständige Sinnesart sonst an Abtrittswände zu schreiben pflegt —, eben damals war die süße Madame l'Archiduc in Vorbereitung, die Gestalt einer unwahrscheinlich fernen Gegenwelt zu der Welt, in der diese Dinge spielten. Vor ihr Schwert und Leier in derselben Hand zu halten, ist ein Verhängnis; unmöglich schien es, ihr ohne Gefahr für das Tonwerk dieses entgegenzuhalten. Ein polemischer Vortrag aus dem Sinn des Plakates war damals noch nicht ausgereift; er hätte mich allen Zagens vor dem gefühlten Widerstand des Hasses überhoben, mich für die Sphäre völlig freigemacht. Um den Schatz von Tönen, dessen Darbietung nun einmal an den Termin gebunden war, wurde mir bang. Da noch nie in solcher Laun' eine Muse gefreit ward, hatte ich zum erstenmal im Leben Lampenfieber. Es war ruchbar geworden, daß etwa dreißig Troglodyten sich versammelt hatten, um Schober an Offen-

bach zu rächen. Gestalten, wie man sie bei solcher Gelegenheit nicht zu sehen gewohnt ist, denn es gibt keine Offenbacherier. Die Kulturschutztruppe, die etwa »gegen die Vernegerung der Oper« kämpft, verächtlich durch ihr Versagen gegen das Gewaltjudentum in Wirtschaft und Kunst, hassenswert im Bezirk des Geistes. Gestalten, wie sie seit Einführung des christlich—germanischen Schönheitsideals als dankbare Empfänger im Teutoburgtheater sitzen und sich über den Maierhofer totlachen. Hier hatten sie keine kulturelle, sondern nur eine moralische Mission zu erfüllen; es ging um das Letzte, was ihnen geblieben war: Schobers Ehre. Das Gerücht, sie hätten Stinkbomben mitgebracht, war übertrieben; es beruhte auf dem Umstand, daß sie selbst da waren. Wie würde sich das entwickeln? Gewiß, es ist fast schon von Offenbach selbst, sich mit dem Heitersten und Beschwingtesten, was menschlicher Geist hervorgebracht hat, etwa den Begriff »Belange« in denselben Raum gestellt zu denken; aber es blieb doch der ungestaltete Kontrast, und schon das Gefühl dieser Fremdkörperlichkeit, die dumpf brütend und offensiv dasaß, strangulierte die Stimmung. Mit dem Wort hätte ich es durchstehen können; für den Einsatz zu einer Melodie, im Sekundendienst wahrster Geistesgegenwart, konnte ich keinen Rülps brauchen. Die vorgelagerte Ouvertüre war vielleicht kein zureichender Wall; der Augenblick des Auftretens brächte die Entscheidung ... Es war wie immer, und mit noch gesteigerter Bereitschaft der Mitfühlenden. In dem Beifallsorkan, der den Vorleser — eben aus der Stimmung jenes Zeitpunkts heraus — empfing, erstickte rollend und grollend die angesammelte Wut, die vorschrittmäßige und gleichwohl echte, und mit dem Bürgersinn, der um ein Spektakel betrogen war, löste sie sich in Atome auf. Nur Sitznachbarn hörten noch, wie ein Cherusker aus Krems den mitgebrachten Gedanken verseufzte: »Ich furdere Sie aaf, abzutanzeen!« Ob es derselbe Troglodyt war, der in einem Zwischenakt jenes unvergängliche Wort von sich gab, das ich überliefern will, war nicht festzustellen. Doch es konnte nichts mehr geschehen, und selbst die Gefahr, daß die unverbrauchte und noch voll und ganze Gesinnung sich am Entree des Erzherzogs oder an den Improvisationen über den Ordnungsgreuel entschädigen möchte, ging vorüber. Musik und Vortrag waren geschützt, denn ihr Schutz war die eigenste Wirkung auf die Mehrheit. Die Troglodyten, auf den ersten Blick als solche erkennbar und preisgegeben, wußten nicht, wie ihnen geschah, und mußten tatlos ausharren. In dieser umgekehrten Welt mochten sie wirklich Nibelungengefühle im Hunnenlager erleben. Ein in Ruhestand versetzter Terrorist — unvorstellbare Seelenpein — wurde vorzüglich beobachtet. Eine Gruppe aus dem Tartarus saß in der dritten Reihe: jener dumpf brütend zwischen zwei Wesen, die in der Sprache des bodenständigen Humors »Weibsen« genannt werden und durch einen Strudelbelag auf dem Haupt gegen den Zeitgeist demonstrierten, dessen Abscheulichkeit allerdings durch die Prägung des Wortes »Bubikopf« beglaubigt ist. Sie saßen da, von Schönflug entworfen, nunmehr sich selbst überlassen, der Ödigkeit ihres Daseins voll und ganz ausgeliefert, glupsch, mit nach dem Heimboden gesenktem Blick. Außer Dienst. Der Manne litt sichtlich am tiefsten, umso tiefer, als sich ein Gefühlskontrast zu den Nachbarinnen auftat. Es muß derselbe gewesen sein, den ich, als am zehnten Republiktag vor den Wachleuten defiliert wurde, mit einer Begleiterin sah, die, immerhin der Natur noch etwas näher stehend, einen unwilligen Ruck machte, als sie ein Wachmann zum Weitergehen animierte; der Ritter gab ihr, um das Gebot der Ordnung zu stützen, einen Puff in die Lende. Vorher war er im vierten Akt der »Unüberwindlichen« aufgetreten, zum Schutz der Polizei gegen den ermordeten Knaben. Derselbe muß es gewesen sein, der im Mittleren Konzerthausaal tatlos dasaß zwischen den Seinen. Ein Schlachtgemälde, in

ein Stilleben verwandelt. Wie sie nun die Köpfe hangen ließen, vernahm man auf einmal einen Dialog, kurz, gedrängt und doch von innerster Fülle. Die eine sprach, so für sich hin, aber ganz ungesucht, etwas, das dem Eindruck von einer fremden Welt gerecht zu werden schien, denn wo hatte sie je zuvor Ähnliches gehört und wie ganz anders geartet war doch die Vorstellung, mit der sie in den Saal gekommen war. Den Blick gesenkt, zagend vor dem, der ihr's schon zagen konnte, erlaubte sie sich die Feststellung: »No — eigentlich gfolgt er ma gonz guat — —«. Ein Lebenszeichen. Ohne die Miene zu verziehen, den Blick starr nach dem Orkus gerichtet, unbewegten Tonfalls, sprach der Troglodyt, energisch und doch maßvoll, nur ein Wort: »Haltigoschn.« Sich vorzustellen, daß in demselben Raum ein Lied des Fortunato hörbar wurde, ist keine Kleinigkeit.

\*

Nachtrag. Was damals geplant war, geht aus den vielen anonymen Kundgebungen gereizter Kasmader hervor, die von Unflat und gefährlicher Drohung nur so überquollen. Eine der wüstesten, die der Staatsanwaltschaft (natürlich ohne Erfolg) übergeben wurde, schließt nach der Ansage eines Überfalles folgendermaßen:

*Und jetzt noch etwas: Ihre  
Vorlesung am 9. Oktober wird  
vielleicht beginnen, falls Sie an  
diesem Tag schon wieder gehen  
können, was wir nicht glauben,*

*denn wir werden Sie krumm und  
lahm schlagen, — aber länger als  
höchstens 10 Minuten werden Sie  
nicht am Podium vor Ihren be-  
gersterten Pöngeln sitzen. Diesmal  
nicht. Dafür werden wir sorgen.*

*H. F.*

*Im Namen von 37 jungen Bew.  
schen. Wien I. Elisabethstra-  
ße 9.*

Auf die Eruierung dieses Schreibers, der sich öfter einstellt und von dem auch der Brief auf S. 68 {52} stammt, setzt der Verlag der Fackel den Preis eines annähernd so wertvollen Autogramms.

---

Hamburg, Curio—Haus, 18. bis 22. März, 8 Uhr:

(Offenbach—Zyklus, veranstaltet von der Hamburger Bühne«)

*Die Großherzogin von Gerolstein / Blaubart Die Briganten / Madame l'Archiduc / Pariser Leben.*

Begleitung: Georg Knepler.

---

Architektenvereinssaal, 5. April 1929, ½ 8 Uhr:

Während die 500. Vorlesung eine »aus eigenen Schriften« sein muß, wird die Feier des dreißigjährigen Bestehens der Fackel durch keinen Ton der sozialdemokratischen und sonstigen bürgerlichen Presse getrübt — mit einem Beispiel der positivsten Kunsttat ihres Herausgebers begangen, den wenigen, die hören können, und ihm selbst zu Dank und Lohn: der Erschließung der größten und reichsten Theaterwelt, der Wiederbelebung dessen, was verklungen und vertan ist, einer Tat, auf die seine Eitelkeit mit mehr Genugtuung weist als auf irgendeinen der Zerstörungsakte, mit denen er der gegen ihn nun völlig geeinten Bürgerschaft das Leben schwer gemacht hat und noch schwerer zu machen hofft.

---

Theater der Dichtung  
Zum 1. Mal

*Die Prinzessin von Trapezunt*

Operette in 3 Akten von Jacques *Offenbach*

Text von Ch. *Nutter* und E. *Trefeu*, nach Julius *Hopp*, bearbeitet  
von Karl *Kraus*

Personenverzeichnis der Wiener Erstaufführung 18. März 1871 im Carl—Theater («Direktion Anton Ascher, Frl. Karoline Tellheim vom k. k. Hofoperntheater als erste Auftrittsrolle, unter persönlicher Leitung des Komponisten») und der Pariser Uraufführung 7. Dezember 1869 im Theatre des Bouffes—Parisiens:

<b>Fürst Casimir, souveräner Beherrscher</b>		
von Knippenhausen . . . . .	Hr. Matras	Berthelier
Rafael, sein Sohn . . . . .	Frl. Tellheim	Van Gheel
Sparadrap, dessen Erzieher . . . . .	Hr. Knaack	E. Georges
<b>Cabriolo, Direktor einer Seiltänzertruppe</b>		
und Inhaber eines Wachsfigurenkabinetts	Hr. Blasel	Désiré
Zanetta } seine Töchter . . . . .	Frl. Meyerhoff	Fonti
Regina } . . . . .	Frl. Gallmeyer	Chaumont
Paola, seine Schwester . . . . .	Fr. Schäfer	Thierret
Tremolini, Clown bei Cabriolo . . . . .	Hr. Eppich	Bonnet
Ein Lotterie-Direktor . . . . .	Hr. Röhring	de Beer
Erster } Agent . . . . .	Hr. Karutz	
Zweiter } . . . . .	Hr. Rosé	
Riccardi } . . . . .	Frl. Buchner	Dalbert
Flaminio } . . . . .	Fr. Blasel	Gayet
Francesco } . . . . .	Fr. Hopp	Valtesse
Finocchini } . . . . .	Frl. Kannet	
Brocoli } . . . . .	Frl. Janck	
Borghetto } Pagen . . . . .	Frl. Rudaß	
Alberti } . . . . .	Fr. Rosé	
Bellaro } . . . . .	Fr. Giesrau	
Luigi } . . . . .	Frl. Geiger	
Fernando } . . . . .	Frl. Straßmeier	
Righetto } . . . . .	Frl. Hahn	
Ernesto } . . . . .	Frl. Gaßner	
Ein Piqueur		

Gefolge des Fürsten, Hofdamen, Jäger, Pagen, Saltimbanques,  
junge Mädchen, Männer

Mit Zeitstrophen in den Couplets des Casimir, der Ballade der Regina und mit  
einer Huldigung Zanettas für Offenbach

Begleitung: Georg Knepler

Textbuch (mit fehlerhaften Gesangstexten) » La Princesse de Trebizonde«,  
Opera—bouffe en trois actes, bei Calmann—Levy, editeurs Paris, 3 Rue Auber  
Klavierauszug bei Bote & Bock, Berlin (vergriffen)

Programmnotizen:

Die Bearbeitung ist wie immer im Sinne der stilistischen Erhaltung erfolgt, einer Restaurierung, deren erneuerndes Walten darauf abzielt, daß alles »wie alt« erscheine, während die unveränderte Übernahme des Dialogs in der verbalen Hervorhebung des Einzelvortrags vielfach Veraltetes aufwies. Die sprachliche Auffüllung war diesmal weit weniger an den fast mustergültigen Gesangstexten Hopps als an der Prosa zu vollziehen, deren Anderssein erst durch ein vergleichendes Studium der Texte in Erschei-

nung träte. Das berühmte politische Couplet des Fürsten (»Wer den Leu wagt zu wecken, der kriegt's mit dem Stecken«) und das oft zitierte vom Untertan (mit der Stelle: »Champagner zu schlürfen, haben s' zuschauen dürfen«) sind schon einmal mit je einer Zeitstrophe vorgetragen worden, die — außer neuen — für den Gesamtvortrag (verändert) übernommen wurden. Die Ballade der Regina auf die Wachfigur bot eine Fülle von Möglichkeiten zeitlichen Anschlusses. Die Partitur ist eines der entzückendsten Offenbach—Wunder, und das Datum der Erstaufführung im Theatre des Bouffes—Parisiens weist auf die Arbeitsleistung, die dieser Schöpfungsfälle gepaart war: drei Tage danach hat Offenbach die Premiere der »Briganten« im Theatre des Varietes dirigiert. Aus dem Tokayer—Gesang des dritten Aktes scheint ein Tropfen in die »Fledermaus« gefallen zu sein, deren kultivierte Musik ja auch von dem großen Rausch in »Pariser Leben« etwas bewegt ist. Das Buch — von den Autoren des alten Burgtheatereinakters »Eine Tasse Tee« — ist einer der bestgebauten Texte Offenbachs. Es dürfte schon einmal angedeutet worden sein, daß es, mit dem Zauber einer Luftspringerwelt und mit dessen Beziehung auf die Lebensdinge zwischen Nestroy und Wedekind spielend, diesem ein bestimmender Eindruck gewesen sein mag. Jedenfalls hätte er sein helles Entzücken an diesen Vorläufern der Arena gehabt, an der emporgekommenen Seiltänzerfamilie, die im Wohlstand von Nostalgie befallen wird und deren Vater, heißt es, dabei ertappt wurde, wie er sich in die Küche schlich, um Feuer zu fressen <sup>1</sup>. Das Problematische des Vortrags lag nicht so sehr in der Schwierigkeit, die fortwährende Ensemblebewegung darzustellen, die durch jede Assoziation an die Artistenwelt entfesselt wird; denn im Gegensatz zu der Bühne, die den Temperamentsmangel der heutigen schauspielerischen Natur so fragwürdig durch Regiekünste ersetzt, ist dem »Theater der Dichtung«, das mit Stimme, Miene und Gebärde sein Auslangen findet, keine Aktion unerreichbar und nichts Menschliches fremd. Das große Hindernis schien die Rolle des Prinzenenerziehers Sparadrap zu bieten, die im deutschen Text ganz auf die bekannten Wortverdrehungen (à la »Tibaktrafak«) jenes großen Komikers Knaack gestellt war, dem Herr Pallenberg seine Originalität verdankt. Solche Spezies der Wortkomik, im Munde des Vortragenden unmöglich, mußte durch eine andere Form sprachlicher Karikatur ersetzt werden, durch die die kostbare Figur als solche nicht verändert wird. Mit dem Personenverzeichnis der Wiener Erstaufführung verknüpft sich das Gedenken an eine liebliche Gestalt, von der ältere Kenner der Wiener Theaterdinge erzählen, an Fräulein Hermine Meyerhoff, die Darstellerin der Zanetta, der der Bearbeiter zum Schluß eine Huldigung für Offenbach zuweist. Sie hat es mit Presse und Krieg zu tun gehabt. Denn sie hatte den Mut, gegen ein Blatt Prozeß zu führen; und sie ist erst nach jener großen Zeit, die nirgendwo auf dem Erdenrund erbärmlicher war als in Österreich, gestorben, nachdem sie — als Greisin, aber Baronin Tatitscheff und Witwe nach einem russischen Diplomaten — von der k.u. k. Militärbehörde »konfiniert« und in der brutalsten Weise behandelt worden war. (Bis sich ein Sozialistenführer, sonst dem Verklungenen und

---

1 s. Heft 289 »Bekannte aus dem Varieté« # 04 und Heft 378 Glossen # 02

Vertanen grundsätzlich abgeneigt, ihrer in edelmütiger Weise an-  
nahm.) Doch wird sich die Erinnerung länger und lieber dem Kapi-  
tel österreichischer Kultur, das die Offenbach—Premieren umfaßt,  
zuwenden als dem Abschnitt österreichischer Bestialität, die sich  
da sieghaft gegen den inneren Feind bewährt hat.

\*

Aus dem 'Anbruch' (XI. Heft 3. März 1929, Universaledition):

### *Karl Kraus und Offenbach*

Von Ernst Krenek

Eine Publikation, die sich mit der Operette und ihrer Stellung in  
der Gegenwart beschäftigt, darf keineswegs an Karl Kraus und  
seiner Offenbach—Erneuerung vorübergehen. Ohne daß ich hier  
näher darauf eingehen kann, welche Bedeutung die Offenbach-  
sche Welt für Kraus in seinem Kampf gegen die Dummheit und  
Schuftigkeit der Zeitgenossenschaft gewonnen hat und wie glän-  
zend sich auch hier wieder die Eigenart dieses größten lebenden  
Meisters der deutschen Sprache bewährt, am überlieferten Text  
und an der gegebenen Situation sich zu entzünden und aus ihnen  
eine im Original selten geahnte Größe und Wucht der Gestalt zu  
formen, sei hier nur auf die Tatsache hingewiesen, daß Kraus es  
fertig bringt, OPERETTEN VORZULESEN, ein Vorgang, der mit der 'übli-  
chen Vorstellung von diesem Genre gewiß unvereinbar scheint.  
Während man selbst bei Aufführungen guter alter Operetten meist  
die Wahl zwischen Davonlaufen oder Einschlafen hat, hört man  
hier geschlagene dreieinhalb Stunden voll Spannung zu und be-  
dauert schließlich, daß es schon zu Ende sein soll. Das liegt natür-  
lich nicht nur an dem über das Original weit hinaus bereicherten  
und mit Aktualitäten organisch ergänzten Dialog, in dem jeder  
Satz ein satirischer Volltreffer ist, und an den genialen Zusatzstro-  
phen zu den Couplets, sondern vor allem an der theatralischen Le-  
bendigmachung des ganzen Werkes durch den Vortrag. Hier  
macht sich ein ungewöhnlicher Bühnensinn geltend und die  
schöpferische szenische Phantasie des Vorlesers zaubert, nur mit  
der Stimme und ein paar Handbewegungen, ein vollkommen le-  
bendiges theatralisches Bild hervor, so die rezeptive Phantasie des  
Zuhörers weckend, ohne sie durch die Zufälligkeiten der Kulisse  
zu beirren. Der besondere Dank des Musikers gebührt Kraus für  
die Unversehrtheit des musikalischen Textes, für die er sorgt, ob-  
gleich er mit seinen Vorlesungen gewiß nicht die Zwecke eines  
collegium musicum verfolgt und bei ihm eine Kürzung oder Um-  
stellung eher zu begreifen wäre als bei den allerdings von Überre-  
gisseuren versklavten Kapellmeistern der deutschen Bühnen. Im  
Gegenteil, sein Sinn für das Wesen der Offenbachschen Operette  
ist so groß, daß er zum Beispiel gerade aus den in diesem Musik-  
stil begründeten Textwiederholungen, die manchen Theater-  
diktatoren, die zwar das »Tempo der Zeit« haben, aber von dem  
der Musik dafür umso weniger wissen, für »antiquiert« gelten, die  
entzückendsten Wirkungen gestaltet. Das auf diese Weise, trotz  
der Eigenpersönlichkeit des Vorlesers in seiner Originalgröße auf-  
erstandene Werk könnte unseren Operettenerzeugern und —ver-



brauchern schon zu denken geben, wenn sie dieses wollten und könnten. Die Libretti allein, die aus einer putzigen Schablonenhaftigkeit und unscheinbaren Alltäglichkeit plötzlich zu einer geheimnisvollen Allgemeingültigkeit gelangen und so der menschlichen Totalität des Darstellers jenen Raum freigeben, den ihr jeder gute Theatertext seit Shakespeare und Nestroy gewährt, sollten diejenigen entmutigen, die mühselig unnütze Begleitworte zu Toiletenschau und Beinparade kleistern. Und wenn einer der dazu bestellten Musikmacher im ganzen Abend einen solchen Einfall hätte, wie sie Offenbach über einzelne Nummern dutzendweise ausschüttet, er hätte bei der heutigen Anspruchslosigkeit des Publikums ausgesorgt. Freilich, es kommt wenig »fürs Herz« vor, und vor allem das Tenorlied »O du mein Wien« wird schmerzlich vermißt. So ist in einer Öffentlichkeit, die ihre Gehirnerweichung durch Muskelerhärtung zu paralisieren sucht, für Offenbach nur wenig Interesse vorhanden. Trotzdem soll hier darauf hingewiesen sein, daß alle, denen es mit dem Theater Ernst ist, von Karl Kraus mehr für das Theater lernen können als von dessen Mechanikern, und in der Weite seines Vortragssaales bessere Einsicht in das Wesen des Dramatischen gewinnen werden als durch noch so viele Scheinwerfer, die nur den Hohlraum eines beschränkten Rundhorizontes ausleuchten.

Die Redaktion des 'Anbruch' hat das Heft, in dem dieser Aufsatz steht, dem Verlag der Fackel mit der Bitte übersandt, es »Herrn Kraus zugänglich zu machen«, und so ist ihm auch die Stelle nicht entgangen, woselbst — denn Zeitschriften erscheinen zwiespaltig — der herausgebende Herr Paul Stefan den folgenden Unsinn von sich gibt:

Dann kam abermals der große Pariser Impuls: Offenbach erweckte jene tolle Laune, die schrankenlose Keckheit des gallischen Temperaments, die vor keiner Zeiterscheinung Halt machen konnte. Mit dem Wort, Zeiterscheinung ist zugleich bekannt, daß diese Werke von fast unvergänglicher Musik als Texte vergänglich waren und heute nur noch schwer zu beleben sind, sofern sie nicht mythologische Stoffe parodieren, denen wir einen Ewigkeitskredit eingeräumt haben.

Was diesen Zeiterscheinungen alles bekannt ist, denen nichts bekannt ist als der »Orpheus« und die »Schöne Helena«! Daß aber gerade diese leider unrettbar verloren sind, weil der »Ewigkeitskredit« der mythologischen Stoffe die alten Thaddädeleien nicht genießbarer machen kann und jeder Erneuerungsunfug hier in heillosen Kretinismus ausartet — das ist dem Herrn Stefan unbekannt, der mit dreister Anspielung auf etwas, das er nur vom Hörensagen kennt, die folgende Remedur empfiehlt:

Vielleicht müßte man, wenn man an eine nicht *bloß literarische Wiederbelebung von Offenbach—Kuriositäten* ernstlich dächte, in diese Stoffvorlagen *mit kühnster Hand eingreifen* — und auch da wäre der Erfolg nicht völlig sicher.

Immerhin wäre der Erfolg sicher, daß die kühnste Hand, die schon eine Prätzen wäre, von einer noch kühneren einen solchen Schlag empfinde, daß ihr

die »Stoffvorlagen« wieder entgleiten möchten. Denn was ich mit meiner bloß literarischen Wiederbelebung von Offenbach—Kuriositäten doch mindestens zu erreichen hoffe — wenn es mir schon nicht gelingt, einer Gegenwart von Troglodyten und Konfektionsreisenden den Begriff einer großen Theaterwelt beizubringen —, ist der Erfolg, daß den Aufmachern das Handwerk gelegt wird und daß ihnen die Lust zur »ernstlichen« Schändung Offenbachs vergeht, und wenn ich, ohnmächtig wie ich bin, selbst diesen Erfolg nicht erziele, so führe ich den Protest durch, der mir kürzlich in München gelungen ist, wo ich »Pariser Luft« — Giftgas über München — ausgepumpt habe, nachdem ich ihnen zur Entschädigung »Pariser Leben« und dazu den Aufsatz »Offenbach—Renaissance« geboten hatte. Als erschütternder Kontrast zu den neudeutschen Offenbach—Verbrechen sei die einsame Kunsttat vermerkt jener stilgerechten Inszenierung der *Madame l'Archiduc* in *Stendal* durch *Fritz Mahler*, unbeachtet von einem großstädtischen Preß— und Theatergesindel, das zu einer Uraufführung der Lehar und Kalman in Extrazügen gewallt käme. Theaterhändler, die sich, von meinem Aviso verführt, an diesen vom Textmilieu nicht lösbaren Schätzen vergreifen möchten, seien gewarnt. Ich werde den Berliner Blaubart des Herrn Slezak unter der Firma Rotter, die meinen Berliner Vortrag beehrt hatte, im Auge behalten. Wie ich alle Berliner Theaterdinge im Auge behalte (darauf bezieht sich der mißverstandene Plan der »Übersiedlung«) und wie ich insbesondere die unvorstellbaren Greuel des Jeßnerschen Sophokles und des Reinhardtschen Shakespeare beobachtet habe — es findet alles einmal seinen Niederschlag —, mit einem Falstaff, dessen herabbaumelnde Hosenträger vielleicht die einzige schauspielerische Wirkung sind, die ich bisher auf dem Podium des Theaters der Dichtung nicht zu erreichen vermochte und die mich wieder einmal Wert auf die Feststellung legen läßt, daß mein Name nicht mit scharfem ß geschrieben wird.

---

Ebenda, 6. April, ½ 8 Uhr:

*Offenbach: Die Prinzessin von Trapezunt.*

Begleitung: Georg Knepler.

Programmnotizen wie am 5. April.

---

Seit Januar 1929 wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, Rezensionsexemplaren, einem Autogramm und Porti S 66.45, Spenden: H. G. S 24.40, O. C. S 31.99, von einem Karlsbader Arzt S 21.—, aus Photographien und Karten, Aufnahmen aus den Ateliers Joel—Heinzelmann, Charlottenburg, und Trude Fleischmann, Wien, S 45.—) S 188.84.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (16. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 28.— und 10. Abrechnung

»Die Ballade vom Papagei« S 20.25) S 48.25.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 1. 2. Januar, 17. Februar an den Brigittenauer Frauen—Wohltätigkeitsverein, die Österreichische Rote Hilfe und an Bedürftige S 390.56.

Der Ertrag der Vorlesung 8. Februar an die Kinder—Schutz— und Rettungs—Gesellschaft, die Reichsanstalt für Mutter— und Säuglingsfürsorge, die Vereinigte österr. Krankenkassenhilfe für tuberkulös gefährdete Kinder, an

das Landerziehungsheim Obritzberg und das Kinderasyl »Humanitas« in Kahlenbergerdorf S 1010.21.

Der Erlös aus den Programmen 18., 25. Februar, 10., 14. März, 5., 6. April an die Österreichische Rote Hilfe S 121.16.

Sammlung bei der Vorlesung 13. Januar (Berlin) für notleidende Schauspieler M 28.40 = S 48.—.

Diversen Zwecken S 31.60.

Spende zum Andenken an Else Cleff: an Bedürftige M 630.— = S 1059.68.

Spende von »F. N.«: an den Verband der Kriegsblinden Österreichs, an das Israelitische Blinden—Institut Hohe Warte, das Blinden—Erziehungs—Institut Wittelsbachstraße S 400.—.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesungen 18., 25. Februar, 10., 14. März, 5., 6. April als Nachzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 362.31.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 64.387.70.

---

#### KUNDGEBUNGEN

Wien, 8. März 29

— — Nun gut. Wien hat Sie sowieso schon herausgeworfen. Ich bin neugierig, wie lange Sie sich in Berlin halten werden.

Bei *mir* haben Sie ohnehin schon jede Achtung verloren.

Verachtungsvoll

Ein österreichischer Bürger.

\*

Lawrence, University of Kansas, Ostermontag

Das erste Heft der Fackel kenne ich noch nicht. Daß aber der 25—jährige nicht jugendlicher war, als es der 55—jährige der achthundertsten Nummer ist, weiß ich unbesehens, denn mir ist ja fast das ganze Lebenswerk, das sich in den 30 Jahren dazwischen aufgetürmt hat, so innig vertraut, und um wieviel frischer und ursprünglicher ist der Vernichter des Kerr als selbst der Erlediger Hardens, der Wissende um das »Geheimnis« als der »Sterbende Mensch«! — (Wann kommen wieder Verse — wann läßt endlich diese verlorene Zeit ihren leidenden Richter los, daß sich ihr letzter Lyriker wiederfinde und befreie!) — Es kommt der Tag, da diese amerikanisierte Erde erkennen mag, an wem sie da so lustig vorbeigestorben ist. Zu spät — die Karl Kraus lieben, werden es Gott sei Dank nicht erleben. Doch da wir noch hier sind, wollen wir den Segen preisen, daß uns das große Erlebnis des Worts, welches Die Fackel heißt, zuteil ward, und heute ihrem Herausgeber unsern Dank und Glückwunsch in Ehrerbietung darbringen.

\*

(Pseudonyme Postkarte)  
An den großen Rüpel

Karl Kraus  
(»Fackelkraus«!)

Wien, 1. X. 28

Werter Herr,

Ein Mann, der seit seiner Fehde mit Werfel für jeden zum Gelächter geworden ist; ein Mann, der »Worte in Versen« und Dramen schrieb, daß Gymnasiastenproduktion daneben Qualität zeigt; ein Mann, der Freud verlachte, weil er nicht begriff; ein Mann, den der Dichter Werfel als hohle Aufgeblasenheit demonstrierte, der Mann, über den heute jeder lacht, selbst von denen, die ihn früher schätzten, der Mann täte besser daran, seine läppischen »Berichtigungen« zu unterlassen, da Werke, die für den Abtritt geeignet sind, nicht mit literarischer Ambition hervortreten dürften.

Bedauerlich ist nur, daß der greise Rüpel Kraus Hardens Schicksal nicht geteilt hat, bedauerlich nur, daß dem schon Begrabenen noch immer ein Finger frei liegt, mit dem er sich herauszukratzen sucht.

Hoffen wir aber dennoch, daß sich noch zwei »Bursche« finden werden, die rüpelhafter noch als der alte Rüpel, ihm ebenso sein Hirn eintrommeln werden, wie es ihnen bei Kollege Harden mißglückt ist!

pereat denique! das wünscht von Herzen, nebst Millionen ...

\*

Hamburg, 21. März 29

Sehr verehrter Herr Kraus!

Nehmen Sie diese kleine Gabe mit freundlichem Herzen auf als Zeichen einer Dankbarkeit, die doch durch keine Gabe darzustellen wäre! Ich selbst erhielt diese Bücher vor Jahren von einer lieben Hand und habe sie immer wert gehalten; könnte ich hoffen, daß sie auch Ihnen nicht ganz unwert erscheinen werden, wenn sie nun, so, als wären sie mir bis heute nur geliehen gewesen, dorthin gleichsam zurückkehren, wo sie am tiefsten beheimatet sind. Es war ihr Wort, das mich den unverbildet hohen Geist der Wahrheit, wie er in diesen Bänden ruht, lesen und lieben gelehrt hat.

— — und nur die innige, bewegte Freude an dem Erlebnis Ihrer Offenbach—Abende gibt mir den freieren Mut, mich mit dem Wandsbecker Boten und diesen Zeilen an Sie zu wenden. Was in der Fülle herz— und hirnloser, kunstlosester Öde preisgegebener Vorstellungen eines heutigen und hiesigen Theaterwinters längst nicht mehr lebendig vorstellbar war, nämlich Theaterkunst, das hat jede Ihrer Vorlesungen mir und wohl allen, die noch hören und sehen und fühlen können, beglückend wieder nahegebracht und auf einem leeren Podium gedieh zu reinster Anschauung, was kein Schwindelbetrieb, von Machern und Gemachten je erjagen wird. Nur noch in Mozarts geliebter Welt sind Werte der Sinne und der Seele geschaffen und bewahrt wie in Offenbachs Kunst, wenn Ihre Stimme sie erweckt, und alle Laune und Wehmut und Ironie, die-

ses Pathos der Sinne, das musikalisch einen Wedekind antizipiert; dieses verschwundene Schäferspielen, dessen Sehnsucht das Land der Griechen sucht und dahin reicht; alle die Klangfülle, die mir am bezwingendsten in den »Briganten« klang, weil da noch der allertrübste Zeitinhalt musisch verklärt aufsteigt in den »letzten, weitesten und höchsten geistigen Raum des Humanen«, in den Humor — alles wird als ein Trost in mir weiterklingen und sei bedankt.

\*

Wien, am 7. 3. 29

Also am Sünitag tan ma wieder eppes Offenbach feiern. — — Fragen Sie einmal einen objektiven Menschen, der etwas von Musik versteht — — wie lächerlich und ekelhaft Sie sich mit ihrem Gebrächze machen. — — Daß sich überhaupt ein Mensch findet, der zu Ihren Gesangsabenden eine Karte kauft, ist mir unverständlich. Wenn Sie wüßten wie ekelhaft und blöd so ein Kraus—Jüngel ist!! Denn nur ein ganz vertrottelttes Publikum ohne jeden Geschmack und ohne jedes Verständnis und Gefühl für Musik hält so einen Abend aus. Fragen Sie einmal einen Musiker. — — Und gehen Sie bald nach Berlin — ich glaube dort werden Sie bald einige Fotzen bekommen. Denn soviel wie die Wiener lassen sich die Berliner nicht gefallen. — —

\*

(Ein katholischer Geistlicher in Franken an einen Münchner Freund)

27. VI. 28

Neulich habe ich eine gute Auslegung der Parabel vom Verlorenen Sohne gelesen. Verlorener Sohn = Menschheit, die vom Vater weg ist. Nun muß sie in der Fremde den Becher aussaufen bis zur Neige. Der Vater läßt sie gehen. Ich wüßte keinen, der dieses Weg—Sein vom Vater tiefer empfindet und diese Verlorenheit der Welt gewaltiger darstellt als K. K. Und auch das, daß der Vater es laufen läßt bis zur Katastrophe. Wie K. K. dieses Herannahen der Katastrophe in den Nerven hat! (Untergang der Welt etc. ... Die letzten Tage der Menschheit etc. ... ). Ich muß wieder sagen: hinter dem »niederreißenden« Werk von K. K. steckt ungleich mehr wahre Religion und mehr echtes Christentum als hinter dem hemmungslosen Jasagen der heutigen Christen zu der heutigen Weltordnung. Die halten diese allgemeine Schweinerei wirklich noch für eine Ordnung. Sie merken gar nicht, daß der Vater weg ist. Nicht einmal während des Krieges haben sie es gemerkt. Sie sind ganz zufrieden. Also kennen sie auch den Vater nicht. Der, den sie anrufen, ist nicht der Vater, sondern ein Götze. Ich glaube, daß K. K. die Verkündigung des Christentums der beiden Blumhardt <sup>1</sup>, besonders des Jüngeren, gar nicht so fremd wäre.

\*

(Postkarte nach dem Schober — Plakat)

Wien, 19. 10. 1927

Geehrter Herr Lauser! Du beschissener dreckiger Judenbub! Karl Kraus! Halt' Deine Pappen Hurenkerl miserabler! Du kriegst dem-

---

<sup>1</sup> Johann Christoph Blumhardt, † 1890 und Christoph Blumhardt, † 1880

nächst von mir so viel Watschen, daß Du liegen bleibst! Hüte Dich, Du Vagabund! Du syphilitisch verseuchter Judenbub! Leck uns alle im Arsch! Fallot dreckiger! Erpresser!

\* \* \*

Zum Gedenktag sind publizistische Äußerungen erfolgt: in Czernowitz (»30 Jahre 'Die Fackel'« von Alfred Sperber, mit einer Übersetzung der französischen Denkschrift, 'Czernowitzer Morgenblatt', 31. März) und in Prag. Aus dem Aufsatz »Dreißig Jahre Fackel,« von Ludwig Steiner (Prager Tagblatt, 19. April):

— — Die zündende Kraft dieser Zeitschrift, ihre Fähigkeit, immer wieder aufzuregen, beruht darin, daß sie den jeweiligen gesellschaftlichen Zustand mit unbetrüger kritischem Geist beleuchtet.

— —

In der Entwicklung der »Fackel« spiegelt sich, untrennbar von einander, die Universalgeschichte der von uns durchlebten Periode und die Geschichte der geistigen Persönlichkeit, die sich ihr entgegenstellte. — —

— — Gleich geblieben ist alle die Jahrzehnte hindurch das Ziel seines Angriffs: der Spießbürger. Nicht dessen normaler Typus, den zu erlegen die vulgären Sonntagsjäger der Satire genügen, sondern der schwerer zu fassende, als Intellektueller, als Künstler, als Revolutionär verkleidete Philister. Die große Leistung der »Fackel« war es, daß sie von dem geistig aufgemachten Spießbürger die Tünche entfernte und seine Identität mit dem anspruchslosen Spießbürger aufzeigte, der kraft solcher Durchleuchtung als das achtenswertere, ehrlichere Geschöpf erschien. Die Folge war, daß sich beide Gattungen zum Kampf gegen Kraus vereinigten. — — Daß die dreißigjährige »Fackel«, nicht von den gleichen Menschen wie in ihren ersten Jahren, aber vielleicht noch leidenschaftlicher gehaßt und geliebt wird, das allein schon beweist, wie mächtig sie ihre geistesgeschichtliche Funktion erfüllt: Unruhe wachzuhalten und heilkräftige Fieberzustände zu erzeugen.



## Der internationale Eindruck

Aus der Wochenschrift 'Pritomnost' [Die Gegenwart] (Prag, 13. Dezember'1928, V. Nr. 49 »Nobelovou cenu tem, kterym, patri!«):

### DER NOBELPREIS DENEN, DENEN ER GEBÜHRT <sup>1</sup>!

Die letzte Verteilung des Nobelpreises hat wiederum enttäuscht. Das Nobel—Komitee hat schon öfter, als erlaubt sein sollte, in verschiedenen Verlegenheiten seine Zuflucht zur Wahl von Personen genommen, deren Namen dem zeitgenössischen Europa wenig sagen und einen sehr neutralen Klang haben; besonders beliebt scheinen beim Nobel—Komitee Verfasser und Verfasserinnen von historischen, folkloristischen und Dorfromanen zu sein: damit nur nirgends Anstoß erregt werde. Wenn dieser größte Literaturpreis Friedenspreis heißt, so sollte er doch in erster Reihe an Autoren verliehen werden, deren Geist danach bestrebt war, etwas Wesentliches für den Friedensgedanken zu vollbringen. Von diesem Gesichtspunkt aus war es sehr richtig, daß Romain Rolland den Nobelpreis erhielt <sup>2</sup>. Hätte das Nobel Komitee mehr Mut als es hat, so hätte es sich heuer für diese höchste Auszeichnung nicht eine Autorin historischer Romane ausgesucht. Es lebt in Europa ein Mann, der heute mehr als irgend ein anderer Anspruch auf den Preis hat, den sein Gründer nach reiflicher Erwägung Friedenspreis genannt hat. Es ist das der Wiener Schriftsteller Karl Kraus, dessen Werk »*Die letzten Tage der Menschheit*« nicht nur der größte Protest, der gegen den Krieg geschrieben wurde, sondern auch wohl das einzige Werk der letzten Zeit ist, das (bei allen Verschiedenheiten) shakespearescher Mächtigkeit nahe kommt, was gewiß sichtbar werden wird, wenn sich ein Regisseur trauen wird, vernünftig und mit Theaterinstinkt ausgewählte Szenen aus diesem Werk zu spielen. *Einen internationalen Eindruck könnte machen*, daß man sich mit solchen Erwägungen in *Frankreich* befaßt. Zehn Pariser Professoren haben dem Nobel—Komitee einen Antrag, den Literatur—Nobelpreis Karl Kraus zu verleihen, übermittelt. In dem Vorschlag wird auf Kraus' »unnachgiebige sittliche Reinheit, sein großes Herz und sein machtvolles künstlerisches Temperament« hingewiesen und gesagt:

Sein ganzes Werk ist ein dauerndes Denkmal, errichtet den Toten von menschlichem Erbarmen und tapferster Empörung. Wenn es nicht eine große Tat des Mutes und der Ausdruck bedeutender Ideen wäre, es bliebe bestehen durch die Macht der sprachlichen Schöpfung.

- 
- 1 Liste der Nobelpreisträger der Jahre 1927 bis 1929:  
1927: Literatur — Henri Bergson (Frankreich). Frieden — Ferdinand Buisson (F) und Ludwig Quitte (Deutschland)  
1928: Literatur — Sigrid Undset (Norwegen), Frieden — nicht vergeben  
1929: Literatur — Thomas Mann, Frieden — Frank B. Kellogg (USA)  
Siehe auch die Vorbemerkung zum Dictionnaire Personen
- 2 Nobelpreis für Literatur 1915

Das Nobel—Komitee scheint eine Vorliebe für Autoren zu haben, die sich durch Mäßigkeit im Guten und im Bösen auszeichnen. Zu denen gehört Karl Kraus nicht. In seiner Liebe, in seinem Haß ist keine Mäßigkeit. Aber ist es der Zweck des Friedenspreises, Autoren auszuzeichnen, die in der Arbeit für den Frieden in den Schranken der Mäßigkeit geblieben sind? Die französischen Gelehrten, die einen Wiener Schriftsteller vorschlagen, sind natürlich erhaben über den Verdacht, ein egoistisches Interesse ihrer Nation zu vertreten. Sie sind einfach für eine Sache eingetreten, die sie für gerecht erkannten. Sollten sich nicht auch in anderen Ländern Schriftsteller und Professoren finden, welche zu gleichem Vorgehen bereit wären? Sollten sie sich nicht bei uns finden? Das Nobel—Komitee könnte einer im Voraus kundgetanen internationalen Einstimmigkeit kaum widerstehen. Wenn Karl Kraus den Nobelpreis bekäme, wäre das endlich einmal wieder eine Tat und nicht nur das fast schon gewohnte langweilige Vergeben des Preises an den Ort des geringsten Widerstandes.

Hier scheint freilich eine Verwechslung des Literaturpreises mit dem Friedenspreis (nebst der des Romain Rolland mit Anatole France) vorzuliegen. Aber das kann der sozialdemokratischen Presse nichts ausmachen, da sie den Autor der »Letzten Tage der Menschheit« ja doch für beide Preise vorgeschlagen hat, und den Mächten wieder, die in der bürgerlichen Welt den internationalen Eindruck bestimmen, wird es aus dem Grunde egal sein, weil er bei ihnen für keinen der beiden in Betracht kommt. Die Idee, daß sich in Österreich oder in Deutschland Schriftsteller und Professoren melden sollten, »die zu gleichem Vorgehen bereit wären«, dürfte diesen und der Presse, die ihrer sicher ist, wie ein Aprilscherz vorkommen, und zwar wie jener, als der einst die Fackel auf die Welt kam. Aber es handelt sich nicht um die Erlangung des Nobelpreises, sondern um den französischen Vorschlag und also um dessen deutsches Echo. Ganz jenseits aller Problematik des literarischen Falles erscheint eine politische Handlung gesetzt, der sich sonst alle Leitartikelspalten geöffnet hätten. Denn daß die Geistesrepräsentanten der ehemals feindlichen Nation auf das Vorschlagsrecht für einen Kompatrioten zugunsten eines deutschen Schriftstellers verzichten und daß sie diesen Schritt feierlich als die Tendenz zur Völkerversöhnung vertreten, dürfte doch wohl als Tat einem Genfer Geschwätz vorangehen. Aber die deutsche Geistigkeit, die sich noch keines analogen Aktes der Großmut gegenüber dem ehemaligen Außenfeind rühmen kann und für den fortwirkenden Innenfeind keine pazifistischen Gefühle übrig hat, sie hat es verstanden, eine Kundgebung, die ihr Ziel selbst, den Nobelpreis aufwiegt, totzuschweigen, weil ihr zwar die ganze Richtung paßt, aber nicht die Person, mit der die Sache verknüpft ist. Lieber sähe man es, daß Feinde Feinde bleiben, als daß sie dem Feind Ehre erweisen. Lieber den Weltkrieg, sagen die Exspektanten der Kriegspressequartiere, als eine Völkerversöhnung, bei der ein verhaßter Name vorkommt. Nichts bleibt denen, deren Herz sonst voll wäre von Annäherung, als stummes Entsagen, und was als Kulturereignis in Erscheinung tritt, ist bloß der Verzicht der deutschen Zunge vor einem politischen Faktum, von dem zu klingen sie neidlos der tschechischen überläßt, nachdem sie es der französischen überlassen hat, für ein geistiges Verdienst zu zeugen. Es »könnte einen internationalen Eindruck machen«, daß man sich mit solchen Erwägungen in Frankreich befaßt, sagt eine tschechische Stimme; es könnte, aber die deutschen wollen nicht. So laut wie



diesmal log das Schweigen nie. Die Preisgabe allgemeinen Guts an personelle Ranküne ist zur Anschauung gebracht, das quod erat demonstrandum meines Preßkampfes besiegelt. Die Satire einer von mir berührten Wirklichkeit ist vollendet.

---

**Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien**  
**Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3**